

Band 1236

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Grauen im stählernen Sarg

Band 1236 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,30 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. L 1,90 €





GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1236

Grauen im stählernen Sarg

Es roch nach Verbranntem, nach kaltem Rauch, nach Erde, die den Gestank von altem Fleisch in sich trug.

Und es roch nach Blut, das seine Frische schon längst verloren hatte. Eine graue Finsternis lag über dieser Welt, in der Gestalten hausten, die sich sonst nur in die düstersten Albträume der Menschen hineinstahlen ...

Aber es gab in dieser Welt der Schatten und Finsternis auch einen Lichtblick. Zumaldest beim ersten Hinschauen hätte man es so ansehen können. Dieser Lichtblick besaß blonde Haare und einen perfekten Körper.

Dazu ein Gesicht, das wie von einem Künstler geschaffen schien.

Ein Mensch, eine Frau, mit all den körperlichen Attributen ausgestattet, die ein Vollweib ausmachen.

Bei ihrem Aussehen hätte sie überall hingepasst.

Auf jede Party, auf jedes Event, nur eben nicht in diese düstere Schattenwelt.

Trotzdem gehörte sie seit einiger Zeit dazu. Denn auch sie zählte zu denjenigen Gestalten, die sich in dieser Welt aufhielten und sie als Basis benutzten, um von hier aus Angriffe starten zu können. Um sich auch Nahrung zu holen, die dafür sorgte, dass die Person weiterhin existierte. Sie sah aus wie ein Mensch, aber sie war kein Mensch. Sie brauchte nicht zu atmen, sie brauchte nicht normal zu essen und zu trinken, um überleben zu können, sie brauchte nur eines.

Blut!

Das Blut der Menschen. Ihren kostbaren Lebenssaft. Dieses herrliche Getränk, das warm aus den Bisswunden in den Mund hineinströmte und sättigte.

Sie war kein Mensch.

Sie war ein Vampir!

Ein weiblicher Blutsauger. Eine Wiedergängerin, die auf ihre Art und Weise den Tod überwunden hatte und nun ein bestimmtes Leben »lebte«, das endlos dauern konnte.

Wenn genügend Blut vorhanden war und sie wieder für einen Nachschub an Frische sorgte.

Die Person hieß Justine Cavallo!

Sie war jemand, der kämpfen und sich wehren konnte. Sie besaß Kräfte, die schon denen eines Riesen gleich kamen. Sie war perfekt, aber sie hatte auch Niederlagen einstecken müssen, und genau das frustete sie. Nicht dass sie etwas gegen diese Welt gehabt hätte, in der ihre Artgenossen in den verschiedensten Gestalten lebten - sie konnte ja diese Vampirwelt verlassen, wenn sie wollte -, aber die großen Siege und die damit verbundene Zufriedenheit waren noch nicht eingetreten.

Dabei sollte es weitergehen, es musste auch weitergehen. Es war so geplant, aber zwei andere hielten sich zu sehr zurück. Von Will Mallmann, alias Dracula II, wusste sie es, denn er war der Herrscher in dieser Welt. Er lenkte mehr aus dem Hintergrund.

Aber es gab noch eine zweite Person, die auf ihrer Seite

stand. Vincent van Akkeren, auch Grusel-Star genannt. Dass er etwas in der Versenkung verschwunden war, wunderte sie schon. Dabei hatte man ihr gesagt, dass sie bei bestimmten Dingen gebraucht wurde. Nur war das bisher noch nicht eingetreten. Man hatte sie einfach links liegen lassen, und genau das hasste sie.

Auf eine Nachfrage bei Dracula II hatte Justine ebenfalls keine Antwort bekommen, die sie befriedigt hätte. Ihr wurde nur erzählt, dass sich van Akkeren noch auf der Suche befand, und erst wenn bestimmte Dinge gefunden waren, würde sich einiges ändern. Erst dann konnte er sich zu einem bestimmten Herrscher aufschwingen und den Platz einnehmen, der ihm zustand.

Wie weit van Akkeren mit seinen Forschungen und Vorbereitungen war, das war Justine unbekannt. Sie hatte nur mal etwas von Gebeinen gehört, die einer bestimmten Frau gehört haben sollten. Wie nahe es der Wahrheit kam, war ihr nicht bekannt. Auch wenn Mallmann mehr gewusst hätte, er hatte sie nur angeschaut und auf ihre Fragen geschwiegen. So hatte er ihr nur erklärt, dass die Vorbereitungen ließen.

Warten! Wie sie es hasste. Sie wollte es tun. Sie war zwar eine Einzelgängerin, aber um große Pläne in die Tat umzusetzen, dazu bedurfte es mehr. Aktivitäten waren wichtig und nicht nur das Beobachten und Warten, bis die Dinge reif waren.

Mallmann lebte und herrschte hier. Er hatte die düstere Vampirwelt als Unterschlupf für Blutsauger geschaffen. Hier hielt er sich seine kleine Armee, die ihn umgab wie Leibeigene. Wenn er Lust hatte und es für richtig hielt, dann holte er sich hin und wieder Nachschub, aber auch das hielt sich in Grenzen.

Er konnte seinen Bludurst kontrollieren und handelte manchmal wie ein echter Mensch.

Justine dachte anders.

Diese Welt war für sie ein Fluchtpunkt. Hier fühlte sie sich sicher, aber sie war von ihr nicht begeistert, als dass sie für

immer darin hätte bleiben wollen. Um Pläne in die Tat umzusetzen, wollte und musste sie raus und sich dabei um die eigenen Pläne kümmern, die nach wie vor in ihrem Hinterkopf lauerten.

Ihr ging es dabei um Personen, die auf ihrer Seite standen und ihr gehorchten. Einen ersten Versuch hatte sie bereits gestartet, der aber war von einem gewissen John Sinclair vereitelt worden. So war es ihr unmöglich gewesen, einen Plan durchzuführen, um aus Hexen Vampire zu machen. Dieser Geisterjäger hatte es verhindert, und leider war ihm auch in einem anderen Fall die Flucht gelungen, obwohl man ihm sein Kreuz weggenommen hatte.

Aber er hatte nicht verhindern können, dass einer seiner Freunde zu Tode gekommen war. Der Führer der Templer, der Abbe Bloch, und genau darauf wollte Vincent van Akkeren aufbauen, doch dazu bedurfte es noch einiger Vorbereitungen, an denen Justine leider nicht teilnahm. Deshalb wollte sie ihren eigenen Weg gehen.

In der deutschen Stadt Weimar hatte sie es versucht. Aber auch dem Kunst-Vampir war es nicht gelungen, den Geisterjäger zu vernichten, obwohl er und sie sich alle Mühe gegeben hatten.

Justine hasste Sinclair. Auf der anderen Seite fühlte sie sich auch zu ihm hingezogen, sodass sich zwischen ihnen ein besonderes Verhältnis aufgebaut hatte.

Sinclair wusste auch, dass er über sie an Dracula II herankam. Und wenn sie daran dachte, dass er bereits in dieser Vampirwelt gefangen gewesen war und trotzdem hatte entkommen können, da wurde ihr ganz anders. Da schlug der Hass voll durch, der wie eine Flamme in ihr brannte und nicht gelöscht werden konnte.

Sie wollte nicht in dieser Welt bleiben. Sie wollte und musste etwas tun. Sie hatte die eigenen Pläne nicht aufgegeben und würde sie auch nicht aufgeben, trotz der Niederlage in Weimar,

die Dracula II mit einem spöttischen und scharfen Grinsen kommentiert hatte.

Er hatte es gerade nötig. Denn auch ihm war es nicht gelungen, Sinclair zu fassen. Noch immer bekämpften sich die beiden bis aufs Messer, wobei Mallmann noch einen bestimmten Vorteil hatte, denn er besaß den Blutstein, der ihn schützte.

Justine besaß einen derartigen Schutz nicht. Das wiederum ärgerte sie. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie ihm den Blutstein abgenommen. Sie hatte mit ihm bereits über eine Leihgabe gesprochen, aber Mallmann hatte sie nur ausgelacht.

Die Vampirwelt passte ihr nicht. Sie wollte weg. Raus in die Normalität, in der es Menschen gab und keine Vampire, die auf der Suche nach Blut waren. Die Menschen besaßen Blut. Eine perfekte Nahrung, die sich eine Person wie Justine immer wieder holte.

Sie war auf dem Weg zu Mallmann. Sie musste mit Dracula II reden. So ging es nicht weiter. Sie wollte nicht durch diese Welt irren und warten, bis sie gebraucht wurde. War sie selbst aktiv, konnte sie die Dinge auch mit eigenen Händen regeln und vielleicht auch van Akkeren unterstützen, den sie sehr mochte. Er kam ihr entgegen, obwohl er ein Mensch war und kein Blutsauger.

Es musste etwas geschehen, und genau das musste auch jemand wie Mallmann einsehen.

Sie war auf dem Weg zu ihm und bemerkte nicht, dass sie von zwei Augen beobachtet wurde.

Kalte und gefährliche Augen. Versteckt in der Dunkelheit. Augen, die ihren Körper und keine ihrer Bewegungen aus dem Blick ließen. Sie lauerten darauf, dass etwas geschah und dass die Blonde eine bestimmte Stelle passierte, damit die Gestalt zuschlagen konnte.

Sie war so prall. In ihr steckte das, was der blutleere Vampir suchte. Er wusste, dass sie zu ihnen gehörte, aber trotzdem war sein Drang nach Blut so gewaltig, dass er nicht davon lassen

konnte und alle Vorsicht über Bord werfen wollte.

Er duckte sich noch tiefer in die kleine Mulde hinein, die Justine passieren musste. Er schaute nur hin und wieder hervor und verglich jede ihrer Bewegungen, weil er an einem bestimmten Punkt starten wollte, wenn die Blonde dann ebenfalls eine bestimmte Stelle erreicht hatte. Da würde er sie überfallen. Er würde über sie kommen wie ein Raubtier. Ein Vampir biss einen Vampir, wollte ihr Blut, das sie aus einem menschlichen Körper getrunken hatte.

Er duckte sich noch tiefer, da die Blonde eine Stelle erreicht hatte, die recht hoch lag. Von ihr hatte sie einen recht guten Blick in die Umgebung, die trotz des fahlen Graus vieles erkennen ließ, sodass sich niemand in einer absoluten Dunkelheit bewegte. Auch das Haus war schon auszumachen, in dem sich Dracula II aufhielt.

Es war so etwas wie die Burg, die Zentrale in dieser düsteren Welt ohne Sonne. Dort fühlte sich Mallmann wohl, denn von diesem Ort gelang es ihm immer wieder auf die Erde vorzustößen, um sich dort den neuen Blutnachschub zu holen.

Justine befand sich auf dem Weg. Sie ging schneller, denn sie wollte es endlich hinter sich bringen. In ihrem ebenmäßigen Gesicht zuckte es ab und zu, wenn sie die Lippen zu einem breiten Grinsen verzerrte. Nichts mehr gefallen lassen, einen Neuanfang setzen, alles andere hinter sich lassen, die Gemeinschaft der großen Drei endlich zusammenfügen, denn auch van Akkeren musste mitmischen. Irgendwann würde er doch mal mit seinen Vorbereitungen zu Ende sein. Vielleicht wusste Mallmann ja mehr, und dann konnten sie schon anfangen.

Der andere Blutsauger richtete sich auf. Er war wie ein Schatten. Ausgemergelt, mager, eingefallen, mehr einem Zombie gleichend als einem Vampir mit dem normalen menschlichen Körper.

Er wartete noch, bis die Blonde den höchsten Punkt des Steinwegs erreicht hatte.

Dann schoss er vor!

Kein Schrei, kein Laut warnte die Blonde. Er kam von der Seite, und er hatte sich den Punkt genau ausgesucht. Er wusste auch, wohin er zu treten hatte, um auf dem glatten Untergrund nicht auszurutschen.

Justine war ahnungslos. Sie hatte sich zu tief in die eigenen Gedanken vergraben, denn in dieser Welt konnte sie sich sicher fühlen. Sie erlebte den Irrtum, denn die magere Gestalt riss noch mal all ihre Kräfte zusammen und sprang Justine an.

Von der Seite her prallte der blutleere Vampir gegen sie. Er schleuderte sie zu Boden, denn Justine war wirklich auf dem falschen Bein erwischt worden.

Plötzlich rutschte sie an der anderen Seite des Wegs entlang, als sollte sie dort in einem Graben landen. Wie ein dürres Skelett lag die Gestalt auf ihr. Sie klammerte sich fest, und die knochigen Klauen mit der dünnen Haut hatten es geschafft, ihre Kehle zu umfassen. Einem Menschen hätten die Klauen die Luft abdrücken können, nicht aber einem Vampir. Trotzdem versuchte er es.

Justines Überraschung dauerte nicht lange. Sie empfand auch keine Angst. Es gab keine Schrecksekunde, denn sie setzte voll auf ihre eigene Kraft, was der Angreifer nicht wusste. Er wollte sie fertig machen, er wollte sie schocken, sie dann loslassen, um seine Zähne in ihren Hals zu schlagen.

Das Maul hielt er dabei offen. Aus den Tiefen dieser Höhle drang ein wahnsinniger Gestank, der einem Menschen den Atem genommen hätte, nicht aber der Cavallo.

Sie wehrte sich nicht. Sie blieb sogar still auf dem Rücken liegen, als die Rutschpartie zu Ende war. Fast hätte sie gelacht, aber sie riss sich zusammen und tat nichts.

Ihr Feind war ein Federgewicht. Er musste einfach ausgetrocknet sein. Er kniete über ihr, hielt den Kopf gesenkt, und seine Augen sahen aus wie bleiche Halbkugeln.

In seinem Maul saßen nur noch zwei Zähne, die wie lange

Stifte aus dem Oberkiefer ragten. Mit ihnen wollte er die Wunden reißen, aus denen das Blut sprudelte.

Er tat es nicht.

Er blieb bewegungslos, denn er hatte das harte Lachen gehört, das ihm entgegenschallte. Sie lag da und lachte. Sie lachte ihn aus und konnte trotz des Drucks um ihre Kehle sprechen.

»Was willst du?«

Die Gestalt war nicht in der Lage, etwas zu antworten. Sie konnte nur fauchen.

»Also was?«

Er biss zu. Zugleich hatte er die Hände gelöst, um freie Bahn zu haben. Einmal die Zähne in den Hals schlagen und den roten Saft schlürfen. Sie sah so gesund aus, so prall und ...

Justine war schneller.

Bevor die grauen Stiftzähne ihre Haut berühren konnten, hatte sie zugegriffen. Ihre Hände umklammerten die Handgelenke dieser untoten Gestalt. Mit einer ruckartigen Bewegung bogen sie die dünnen Arme zu den Seiten hin weg und drehte sie dann an den Gelenken herum.

Das dabei entstehende Knacken war Musik in den Ohren der blonden Justine, die mit einer einzigen Bewegung den Angreifer von sich schleuderte wie eine lästige Fliege.

Mit der zweiten Bewegung kam sie wieder auf die Beine. Es war wirklich toll anzusehen, wie sie plötzlich stand. Diese Geschmeidigkeit zeugte von einer immensen Kraft, die in ihr steckte und sie fast unbesiegbar im körperlichen Kampf machte.

Die magere Gestalt rollte um die eigene Achse, bis sie liegen blieb. Normalerweise wäre für Justine Cavallo die Angelegenheit erledigt gewesen - sie gab sich nicht mit diesem Abschaum ab -, aber in ihrem Zustand nicht. Der Frust steckte zu stark in ihr. Sie wollte ihn loswerden. Da kam ihr diese Gestalt gerade recht.

Mit einem Sprung war sie bei ihm und hatte kaum mit den

Füßen den Boden berührte, als sie sich schon bückte und den anderen in die Höhe zerrte. Er hing zwischen ihr wie ein Lappen. Sie hätte ihn noch mal zu Boden schleudern können, doch das wollte sie nicht. Ihr glattes Gesicht verzerrte sich und war nichts anderes mehr als eine böse Grimasse. Ein normaler Mensch hätte geahnt, dass etwas Schreckliches auf ihn zukam. Genau das war der Fall.

Justine sagte nichts. Sie handelte nur. Sie packte den mageren Kopf des Blutsaugers, drehte ihn herum, brach ihm das Genick, womit sie noch nicht zufrieden war, denn sie riss ihm noch den Kopf ab. Mit einem Tritt schleuderte sie den Körper weg, hielt den Kopf in der Hand, sah, dass kein Blut aus der Wunde floss, dann schleuderte sie ihn weg. Mit einem hohl klingenden Geräusch prallte er gegen einen Felsen, tickte von dort noch ab und blieb liegen.

Die Cavallo rieb ihre Handflächen gegeneinander. Ihr Mund verzog sich. Widerlich, einfach widerlich. Sie ärgerte sich noch im Nachhinein darüber, sich mit einem derartigen Blutpack abgeben zu müssen. An Mallmanns Stelle hätte sie diese Personen schon längst aus der Welt verbannt. Aber er wollte sie wohl bei sich haben, und ändern konnte sie es nicht.

Justine warf keinen Blick mehr auf die beiden Körperteile. Gelassen, als wäre nichts gewesen, setzte sie ihren Weg fort. Um den Mund herum lag ein Lächeln, die Augenbrauen waren in die Höhe gezogen, und sie richtete ihren Blick wieder auf das düstere Haus, in dessen Nähe sie gelangt war. Es war wohl das einzige Gebäude in dieser Welt, in dem ein Licht brannte. Das einer Kerze, denn es sollte nur eine bestimmte Helligkeit geben und für einen Vampir nicht gefährlich werden, der die Helligkeit und im Besonderen das Licht der Sonne hasste.

Sie ging mit lässigen Schritten ihrem Ziel entgegen. Schüttelte ihre Beine aus, auch die Arme, und dachte daran, dass ihr die kleine Auseinandersetzung gut getan hatte.

Sie würde zu Mallmann gehen, sie würde ihm Fragen stellen,

und sie würde sich nicht abspeisen lassen.

Wenn er es trotzdem versuchte, dann wollte sie die Konsequenzen ziehen und sich von ihm trennen.

Angst hatte sie nicht, denn Justine Cavallo wusste genau, was sie wert war, und daran konnte auch ein Dracula II nichts ändern ...

Das Innere des Hauses war dunkel und trotzdem nicht so finster, denn die Flammen, die an zwei Dichten tanzten, reichten aus, um es auf eine gewisse Weise zu erhellen.

Justine Cavallo stand in der Tür und war beileibe nicht wie eine Bittstellerin gekommen, denn sie hatte eine schon provozierende Haltung eingenommen. Die Arme leicht erhoben, auch angewinkelt und die Hände in die Hüften gestellt, schaute sie nach vorn, sah Mallmann und sah auch den großen dunklen Spiegel an der Wand, der in dieser Welt das wichtigste Teil überhaupt war.

Er war das Tor in das Reich der Menschen. Durch ihn konnten die Blutsauger dorthin gelangen, wo sich ihre Nahrung befand. Ein transzentales Tor, das allerdings auch seine Tücken hatte, denn es war John damals gelungen, dadurch wieder zu fliehen, wobei er noch die Hilfe einer Person erhalten hatte, deren Existenz Justine Cavallo sich bisher nicht hatte erklären können. Sie kannte nur ihren Namen. Die Frau hieß Nora Thorn. Das war auch alles.

Nur dachte sie in diesem Augenblick an sie, als sie auf der Türschwelle stand und nach vorn schaute. Natürlich auch auf Will Mallmann oder Dracula II, der reglos auf einem Stuhl mit einer hohen Rückenlehne saß, den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzogen und ein Funkeln in den dunklen Augen.

Ein scharf geschnittenes Gesicht. Eine hohe Stirn. Dunkle Haare, die glatt nach hinten gekämmt waren und dabei zwei

sogenannte Geheimratsecken frei ließen. Eine straffe Haut, ein Mund mit schmalen, bleichen Lippen, sehr glatte Brauen und ein Kinn, dessen Form auf Energie und eisernen Willen hinwies.

Das Wichtigste in seinem Gesicht fehlte in diesem Moment. Es war das große, blutige D auf der Stirn, das anderen klar machte, mit wem sie es zu tun hatten.

D-für Dracula!

Er war nicht der berühmte Vlad, aber er war derjenige, der sich als sein legitimer Nachfolger fühlte.

Beide sagten nichts, denn beide ließen die Zeit schweigend verstreichen.

Es war Justine, die nicht mehr länger warten wollte und dabei nur einen Satz sagte.

»Hier bin ich.«

Der Ton machte die Musik. Und wie sie den Satz ausgesprochen hatte, ließ darauf schließen, dass sie sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen würde. Sie war gekommen, um Zeichen zu setzen und Mallmann ihren Standpunkt klar zu machen.

Er lächelte. »Du bist nicht zu übersehen, Justine.«

»Danke. Aber ist das alles, was du mir zu sagen hast?«

»Bestimmt nicht, aber du bist zu mir gekommen und nicht umgekehrt. Also willst du etwas von mir.«

»Das stimmt.«

»Ich höre.«

Es ärgerte sie, dass er so gelassen reagierte. Sie spürte seine Sicherheit, und das ärgerte sie noch mehr. Am liebsten wäre sie ihm an die Kehle gesprungen und hätte ihn niedergeschlagen, doch das traute sie sich nicht und so blieb sie zunächst ruhig. Aber sie blieb nicht stehen, ließ die offene Tür hinter sich und baute sich vor dem anderen Ende des Tisches auf, an dem Mallmann saß.

Er schaute hoch, sie blickte nach unten. Justine hatte beide

Hände auf den Tisch gestemmt und sie zu Fäusten geballt. Sie sah aus wie immer, denn sie mochte es, wenn das weiche Leder ihren Körper umschlang. Es fühlte sich wunderbar auf der Haut an, ebenso wie die dinne Korsage, die sie unter der offenen Jacke trug.

»Musste das sein?«, fragte Mallmann.

»Was meinst du?«

»Du hast ihn vernichtet.«

Justine warf den Kopf zurück und lachte laut auf. »Ja, ich habe ihn vernichtet, aber nicht nur das. Ich habe ihn sogar zerrissen, denn er griff mich an. Er wollte mein Blut. Er wollte mir die Kraft aussaugen, die ich mir geholt habe. Er war leer, er gierte danach, und er wusste nicht mehr, was er tat. Es geht nicht an, dass ich mich von einer derartigen Gestalt attackieren lasse. So etwas lasse ich nicht zu, verstehst du das?«

»Ja, schon ...«

»Dann weißt du ja, in welch einer Verfassung ich bin. Und dass ich zu dir komme, um dies zu verändern.«

Dracula II erwiderte zunächst nichts. Er hob nur die Augenbrauen an, und dabei entstanden auf seiner Stirn kleine Falten. So sah jemand aus, der nachdenken muss, bevor er eine Antwort gibt.

»Darf ich fragen, was du verändern willst?«

»Meinen äußeren Zustand.«

»Ich höre ...«

Sie schaute ihn giftig an. »Mir gefällt es nicht, was hier mit mir passiert. Ich fühle mich zu schade, verstehst du das? Ich will nicht länger in dieser verdammten Welt bleiben. Ich habe andere Aufgaben zu erfüllen, ganz andere.«

»Welche?«

»Ich will herrschen!« Sie schlug mit der rechten Faust auf den Tisch. »Ich will Zeichen setzen, meine Zeichen, und ich will endlich die Allianz schließen, damit ich meinen Plan erfüllen kann und van Akkeren auch. Du hast dir deine Vampirwelt

erschaffen. Du bist hier der Herrscher. Du fühlst dich hier wohl, ich nicht. Ich will mein eigenes Reich und nicht von dir abhängig sein. So sehe ich meine Zukunft.«

»Ohne mich?«

»Ja und nein.« Sie deutete mit dem rechten Zeigefinger auf Mallmann. »Wir sind uns gleich, und wir brauchen beide das Blut. Wir sind uns ähnlich, aber wir sind keine Geschwister, und ich bin nicht von dir abhängig. Ich bin stark genug, um meine eigene Welt aufzubauen, in der ich mich wohl fühle.«

»Du willst noch immer die Hexen?«

»Ja.«

»Ich habe dir davon abgeraten, denn es gibt mächtige Personen, die ihre schützenden Hände über sie halten. Assunga und ganz oben Lilith. Reize sie nicht. Noch halten sie sich zurück, aber wehe, wenn du sie direkt angreifst, dann kann auch ich dir nicht mehr helfen.«

Justine Cavallo trat einen kleinen Schritt zurück. »Glaubst du denn, dass ich mir von dir helfen lasse?«

»Es wäre besser!«

»Nein, ich gehe meinen eigenen Weg!«

Mallmann sagte nichts. Er schaute nur, und dabei kräuselten sich seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln. »Dir fehlt die Erfahrung«, erklärte er. »Du bist noch nicht lange im Geschäft, und wenn du ehrlich bist, dann hast du bisher nur Niederlagen erlebt. Oder irre ich mich da?«

»Du meinst Sinclair?«

»Wen sonst?«

Sie winkte mit einer herrischen Bewegung ab. »Vergiss ihn, denn auch du hast es nicht geschafft, ihn zu vernichten. Und du bist nicht neu in diesem Geschäft.«

»Das gebe ich zu.«

»Eben. Und deshalb kannst du mir keine Vorwürfe machen, Mallmann. Nicht du!«

Dracula II hob die Schultern. »Gut, ich habe dir zugehört,

aber ich bin nicht schlauer geworden. Was hast du dir vorgestellt?«

»Dass ich diese Welt verlassen werde.«

»Das hast du schon öfter getan«, erklärte er lässig und hob dabei die Schultern.

»Ja, das habe ich!«, zischte sie, »und ich weiß auch, was du mir jetzt sagen willst. Das kannst du vergessen. Ich fange von vorn an. Ich werde van Akkeren zur Seite stehen. Ich werde ihn suchen und finden, und ich werde erfahren, wie weit seine Pläne gediehen sind, um ihn dann zu unterstützen.«

»Er braucht dich nicht!«, sagte Mallmann flüsternd. »Du kannst denken, was du willst, aber er braucht dich nicht. Einer wie er hat seine eigenen Pläne, und er wird siegen. Erst dann werden wir uns zusammentun. Da wird er nichts dagegen haben.«

»So lange warte ich nicht!«

Mallmann merkte, dass es der Blonden ernst war. »Warum willst du nicht auf meinen Rat hören?«, fragte er leicht bitter. »In Weimar hast du eine Niederlage erlitten, und auch der Pfähler lebt noch. Da ist dir John Sinclair nicht auf den Leim gegangen. Es ist also nicht einfach für dich, einen Sieg zu holen. Auch bei uns gibt es gewisse Muster und Regeln, die man nicht zerstören sollte.«

»Ich bleibe nicht hier. Ich bin eine Königin, aber eine ohne Reich, und das gefällt mir nicht, hast du verstanden? Ich gehe meinen Weg, und diesmal nicht an deiner Seite. Ich kenne deine Pläne nicht, ich will sie auch nicht kennen, aber ich will selbst etwas in Szene setzen, und ich kann nicht in dieser verdammten Dunkelwelt umherwandern. Du weißt selbst, dass ich mehr bin als eine normale Blutsaugerin. Ich kann mich unter Menschen bewegen, und selbst am Tage zerfalle ich nicht, werde nur etwas müder und schwächer. Diese Chance muss ich ausnutzen. Es geht nicht gegen dich, es geht einzig und allein um mich und um einen Machtanspruch, was du

sicherlich begreifen kannst.«

Mallmann gab keine Antwort. Er öffnete nur den Mund, und für einen Moment waren die Spitzen seiner Blutzähne zu sehen. Aber es geschah noch etwas anderes, denn auf seiner Stirn erschien plötzlich der Umriss eines Buchstabens.

Zuerst nur schwach, dann stärker. Er war rötlich und hob sich im Laufe der Zeit immer deutlicher von seiner Stirn ab, bis ein blutrotes D dort zu sehen war, als hätte man es hineingeschnitten.

Justine kannte die Veränderung. Sie trat immer dann ein, wenn Mallmann unter einem gewissen Druck stand und anderen beweisen wollte, wer er war. In einem derartigen Zustand war es ihm auch möglich, sich in eine riesige Fledermaus zu verwandeln und einen bestimmten Ort zu verlassen.

»Sag was!«

Dracula II furchte die Stirn. Auch das D bewegte sich dabei, und es sah so aus, als wollte es zerlaufen, aber sehr schnell glättete sich die Haut wieder.

»Du willst also die Sicherheit verlassen, Justine.«

»Ja. Die Langeweile, nicht die Sicherheit. Das Nichtstun.« Sie gestikulierte ungeduldig. »Ich hasse es, in dieser Dämmerung umherzulaufen und nicht zu wissen, was geschieht. Ich will mein Schicksal selbst in die Hand nehmen und denjenigen Schaden zufügen, die meine Feinde sind. Ich will Angst und Schrecken verbreiten, und ich will Vincent van Akkeren zur Seite stehen, denn wenn wir beide uns zusammentun, wird diese Allianz wohl niemand mehr sprengen können.«

Dracula II lächelte, bevor er einen Namen leise, aber deutlich aussprach. »Sinclair, wie?«

»Ihn auch. Und damit komme ich deinen Plänen doch entgegen. Du bist es, der ihn hasst. Du hast alles versucht, aber du hast ihn nicht bekommen. Das muss sich ändern.«

»Glaubst du, dass du es schaffst?«

»Ich gebe nicht auf.«

»Du stehst allein ...«

Justine Cavallo sagte nichts. Sie hatte aus dem Tonfall etwas Bestimmtes herausgehört, verengte ihre Augen und fragte mit leiser Stimme: »Wolltest du etwas andeuten?«

»Das ist richtig.«

»Was denn?«

Mallmann lächelte. »Ich fühle mich noch immer für dich verantwortlich, Justine. Ich kann verstehen, dass jemand wie du sich in meiner Welt nicht wohlfühlt. Du hast die andere zu sehr geliebt. Dass du wieder in ihr deine Zeichen setzen willst, ist verständlich.«

»Danke für deine freundlichen Worte«, erklärte Justine spöttisch.

»Es wird nicht dabei bleiben.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was soll das wieder heißen?«

Mallmann lehnte sich zurück und breitete seine Arme aus. Er wirkte jetzt wie der große Chef, der alles weiß, im Gegensatz zu seiner kleinen Angestellten. »Ich werde dich indirekt unterstützen. Wobei ich selbst im Hintergrund bleibe.«

»Das ist mir zu vage!«, zischelte sie.

»Dann hör genau zu, Justine. Ich habe schon seit einiger Zeit an einem bestimmten Plan gebastelt, denn es gibt etwas, das lange nicht das Gesicht der Erde gesehen hat.«

»Was meinst du damit?«

»Unsere Freunde ...«

Justine schüttelte den Kopf. »Freunde ...? Oder ...!«

»Mehr das oder.«

»Also Vampire.«

»Ja!«

Justine Cavallo zitterte plötzlich. Zugleich ärgerte sie sich darüber, dass Mallmann wieder die Oberhand gewonnen hatte und ihr gewisse Tipps gab.

»Du musst sie nur erwecken.«

»Wo?«

Dracula II lächelte breit. »Ich werde es dir sagen. Sie warten darauf. Sie sind begraben, aber sie liegen nicht auf einem Friedhof, sondern ganz woanders ...«

Erst jetzt war ihr klar, dass Mallmann ihr einen Weg gewiesen hatte. »Wo muss ich hin?«

Er hob die Schultern. »Es ist etwas sehr Riskantes, Justine. Es brodelt, ich habe es gespürt. Sie sind erwacht, und das nach einer sehr, sehr langen Zeit, und jetzt brauchen sie Hilfe, die du ihnen geben kannst.«

»Wo muss ich hin? Was muss ich tun?« Justine war gespannt und beugte sich weit über den Tisch.

Mallmann hielt sich mit den Antworten nicht zurück. Und so erfuhr die Blutsaugerin von einem gewaltigen Plan, der allein sie in den Mittelpunkt stellte ...

Der böige Wind schleuderte die grauen Wellen wie mächtige Monster gegen die Felsen. Das Wasser wurde zerschmettert und als breiter Gischtnebel in die Höhe geschleudert, um wenig später wieder zusammenzufallen, bevor das ewige Wechselspiel erneut begann.

Davon bekamen Suko und ich nichts mit, denn wo wir uns aufhielten, war der Boden kaum nass, denn dort hatte ihn der Wind trocken gefegt. Und der war zu hören. Überall. Ein Knattern in den Ohren. Es gab nichts, was ihn auf dieser Insel aufhielt. Es war nicht zu einem Sturm angewachsen, aber hier oben, im Norden der schottischen Küste, sah die Welt anders aus als in London.

Der Wind wehte uns nicht von den Beinen. Es war außerdem ein normales Wetter wie uns der Fahrer des Bootes zum Abschied versichert hatte, als wir in den Hafen eingefahren waren. Der Wind gehörte dazu, besonders im Herbst, und die Menschen wunderten sich eigentlich darüber, dass noch keine

schweren Stürme über die Küstenregion hinweggebraust waren, aber die konnten in den folgenden Monaten noch kommen.

So lange wollten wir nicht bleiben. Auch nicht in dem kleinen menschenleeren Hafen, der von einigen Booten belegt war, die den Fischern gehörten, die jedoch längst wieder eingelaufen waren, nachdem sie ihren Fang auf dem Festland verkauft hatten.

Es war eine gottverlassene Gegend hier oben im Norden Schottlands, und die Insel, auf der wir uns befanden, zeigte sich noch verlassener. Sie hieß Coomb Island und lag einige Kilometer nördlich vom Festland, das am Ende des grauen Wasserteppichs gut zu sehen war, aber auch dort war eben nichts los. Es gab einige kleine Dörfer, die von den Fischern angelaufen wurden, ansonsten nur viel Landschaft, Himmel und Meer. Selbst die Sommertouristen waren verschwunden, und so versank dieser Landstrich wieder in eine vorwinterliche Ruhe.

Es war noch nicht sehr kalt geworden, das hatten wir den Wetterberichten entnommen, und die erste große Kälte würde auch nicht in den nächsten Tagen auftreten, das wussten wir und hofften, dass es so blieb. Recht trauen konnte man dem Wetterbericht nicht. Besonders nicht in dieser Region, wo der Himmel sich bewölkt zeigte und wenig später wieder sehr blank war.

Man hatte uns abgesetzt, aber man hatte uns in diesem kleinen Hafen nicht erwartet. Wir standen allein am Kai, hörten dem Wind zu, der mit unserer Kleidung spielte, und konnten uns ansonsten nur ratlos umschauen.

Zum Spaß waren Suko und ich nicht auf diesem Eiland eingetroffen. Um einen Urlaub zu verbringen, konnte ich mir auch einen anderen Ort vorstellen. Nein, hier ging es um Vorgänge, die aufgeklärt werden mussten.

Ein Tourist aus London, der hier einige Tage seines Urlaubs

verbracht hatte, hatte die Botschaft weitergegeben. Auf Coomb Island hatten die Menschen Angst vor Vampiren.

So einfach und schlicht war das. Nicht mehr und nicht weniger. Einfach Angst vor Vampiren. Der Tourist selbst hatte die Blutsauger noch nicht gesehen, aber die Bewohner waren davon überzeugt, dass es sie gab, sonst hätten sie sich nicht so seltsam benommen.

Diese Aussage wäre noch kein Grund für uns gewesen, dieser gottverlassenen Gegend einen Besuch abzustatten, wenn uns da nicht einige Ungereimtheiten aufgefallen wären.

Mehr aus Spaß hatten wir uns mit den Aussagen näher beschäftigt, die die Kollegen an uns weitergeleitet hatten, und ein Hinweis hatte uns stutzig werden lassen.

Dem Tourist war auf der Insel eine seltsame Frau aufgefallen, die sich in der Nacht gezeigt hatte. Sie war mit einem Boot in den Hafen eingefahren, hatte sich dort umgeschaut und wenig später die Insel durchwandert.

Da der Tourist ein Romantiker war und die mondhelten Nächte liebte, war auch er aufgeblieben und hatte die Person beobachtet, ohne von ihr gesehen zu werden.

Er hatte eine Frau gesehen. Eine tolle, rassige Frau mit blonden Haaren. Sie hatte sich auf der Insel bewegt und sich des Öfteren im Mondlicht gebadet. Zu den Bewohnern hatte sie keinen Kontakt aufgenommen, zumindest nicht in der Nacht, aber sie hatte das bleiche Mondlicht genossen und sich sogar nackt in seinem Schein gewälzt. Dann hatte sie sich noch mit einer zweiten Gestalt getroffen. Gemeinsam hatten sie den Mond angeheult.

Der Tourist hatte sich nicht blicken lassen. Er wollte sich auf keinen Fall zeigen, hatte nur beobachtet und auch Fotos geschossen, wobei er aufgrund des Blitzlichtes Angst gehabt hatte, entdeckt zu werden, aber das war nicht der Fall gewesen. Nur war ihm die Insel unheimlich geworden. So hatte er sie am nächsten Tag verlassen, aber seine Erlebnisse aufgeschrieben

und auch die Gespräche mit den Bewohnern der Insel erwähnt, die vor blutgierigen Vampiren eine Heidenangst hatten.

Nicht zu Unrecht, wie der Mann aus der Großstadt jetzt wusste. Er war so schnell wie möglich nach London zurück gekehrt. Seine Erlebnisse konnte und wollte er nicht für sich behalten. Er hatte den Bericht an eine Zeitschrift verkauft, die ihn sehr gern gedruckt hatte, und so waren dann andere Personen auf ihn aufmerksam geworden, die sich mit dem Thema Vampire beschäftigten.

Diese Personen waren Suko und ich gewesen, nachdem wir von Bill Conolly einen Tipp erhalten hatten. Wir hatten mit dem Touristen gesprochen und ihn eigentlich nicht als einen Spinner erlebt, sondern als ganz normalen Menschen, der mit ruhiger und sachlicher Stimme alles wiederholt hatte.

Bei uns war vor allen Dingen die Beschreibung der Frau hängen geblieben. Blonde Haare, ein tolles Aussehen, sich während der Dunkelheit im Mondlicht baden, das alles war schon nicht normal, aber etwas Bestimmtes hatte uns aufmerksam werden lassen.

Es ging um das Aussehen der Blonden. So etwas saugte man sich nicht aus den Fingern, und diese blonde Person war auf der Welt irgendwie einmalig.

Für uns stand fest, dass der Zeuge eine bestimmte Person gesehen hatte.

Justine Cavallo, die blonde Bestie, die wir jagten, die aber auch mich schon gejagt hatte.

Sie also! Sie auf einer einsamen Insel an der Nordküste Schottlands. Das musste etwas zu bedeuten haben. Dahinter musste auch, ein verdammter Plan stecken, aber wir wussten nicht, welcher. Wir hatten zwar über das ungewöhnliche Verhalten der Menschen etwas erfahren, aber über die genauen Gründe hatte niemand mit dem Tourist aus London sprechen wollen. Da war man sich einig. Man blieb unter sich. Fremde waren nur Störenfriede.

Suko und ich hatten mit unserem Chef, Sir James, lange diskutiert. Er hatte schließlich entschieden, uns in den Norden Schottlands zu schicken, um die Spur der blonden Bestie aufzunehmen. Wir waren einfach davon überzeugt, dass es sich bei dieser Person nur um Justine Cavallo handeln konnte.

Wenn es stimmte, was trieb sie auf die Insel?

Sie hatte sich mit einer Person getroffen. Wahrscheinlich war es auch ein Vampir. Den perfekten Beweis hatten wir nicht, auch wenn auf dem Foto des Zeugen nichts zu sehen gewesen war, denn Blutsauger ließen sich nun mal nicht fotografieren.

Egal, wie die Dinge standen, wir wollten auf keinen Fall, dass die Cavallo sich durchsetzte. Wir wussten, dass sie nicht allein arbeitete, denn hinter ihr standen Dracula II und letztendlich auch Vincent van Akkeren, der Grusel-Star, der dabei war, seine Pläne zu realisieren. Das wussten wir, aber wir kannten die Pläne nicht, doch wir schlossen die Blutsaugerin in sie mit ein.

Was konnte sie auf Coomb Island vorhaben?

Wir zerbrachen uns den Kopf, kamen aber zu keiner Lösung, wenn wir weiterhin im Büro unseres Chefs sitzen blieben. Also schickte er uns auf die Insel.

Und die hatten wir jetzt erreicht.

Tageszeit, Nachmittag!

Es würde noch eine Weile dauern, bis es dämmerig und dunkel wurde. So hatten wir Zeit genug, um uns auf der Insel umzusehen, auf der ich wirklich nicht tot überm Zaun hängen wollte, aber es schien Menschen zu geben, die sie mochten, und deshalb war sie auch bewohnt. Und es gab auf ihr noch etwas Prägnantes, das einfach nicht übersehen werden konnte.

Von einer Kuppe ragten die Mauern einer Ruine in die Höhe. Wer die Burg gebaut hatte, hatte auch der Tourist und Zeuge nicht gewusst. Es ging die Sage um, dass sie von den Wikingern stammte. Das konnte stimmen, war aber nicht unbedingt wichtig für uns. Einige Seitenteile der Burg standen noch,

andere Mauern waren eingefallen, und wer die Ruine enterte, der besaß einen herrlichen Blick über das Wasser, und zwar in alle Richtungen, Wer dann nach Norden schaute, musste das Gefühl haben, in die Unendlichkeit hineinzusehen.

Noch etwas hatten wir von dem Zeugen erfahren. Die Blonde gehörte nicht zu den Bewohnern der Insel, denn das hätten ihm die Einheimischen gesagt. Sie war gewissermaßen nur Gast. Wie es sich mit der Person verhielt, mit der sie sich in der Nacht getroffen hatte, das hatte er auch nicht genau erklären können.

Ein Hafen. Nein, ein Häfchen. In einer winzigen Bucht gelegen. Eine schmale Zufahrt, das war alles. Zum Norden und auch zum Westen hin hatte man Mauern angelegt, die zumindest die stärksten Wellen brachen und dafür sorgten, dass die Boote der Schiffer nicht weggespült wurden. Ich zählte etwa ein halbes Dutzend, die sich im Rhythmus der Wellen bewegten und dabei immer wieder gegeneinander stießen, sodass die schabenden Geräusche wie eine nie abreißende Musik zu hören waren.

Die Insel war auch ein Paradies für Vögel. Sie jagten durch die Luft, sie waren immer auf der Suche nach Beute und hatten sich, wenn sie sich ausruhten, an alle möglichen Stellen gesetzt, um die Umgebung mit ihren starren Augen zu beobachten.

Wir hatten natürlich nur wenig von der Insel gesehen, aber es gab einen kleinen Sandstrand im Nordwesten. Ansonsten war das Ufer von Felsen besetzt und auch von mit Gras bewachsene Böschungen, die man auch als Dünen bezeichnen konnte.

Das Boot musste längst wieder das Festland erreicht haben, und wir waren von der Einsamkeit umfangen. Wir gingen davon aus, dass man unsere Ankunft beobachtet hatte, aber irgendwelche Menschen ließen sich nicht blicken, um uns zu begrüßen. Ich konnte mir vorstellen, dass man nicht eben erpicht auf Fremde war.

Suko hatte sich von mir entfernt und war bis zum östlichen Ende des kleinen Hafens gegangen. Dort stand ein Steinbau, vor dem jede Menge Netze lagen. Auch dort machte sich niemand zu schaffen. Die Fischer hatten sich wieder zurück in ihre Häuser verzogen. Sie ruhten sich bestimmt aus, denn Männer wie sie fuhren schon früh am Morgen auf See.

Beide trugen wir grüngraue Windjacken. Darunter Lederjacken und dicke Wollhemden.

Suko zeigte ein breites Grinsen. »Man scheint uns nicht zu mögen, Alter. Bei Columbus und seiner Mannschaft damals muss das anders gewesen sein. Die sind wenigstens noch empfangen worden.«

»Die hatten ja auch das Ei mitgebracht.«

Er schüttelte den Kopf. »Wieso?«

»Das Ei des Columbus.«

»Aaaahhh - soll ich jetzt lachen?«

»Wenn du willst?«

»Lieber nicht.«

Ich hatte einen Blick in die Runde geworfen und mich auch mit der unmittelbaren Umgebung vertraut gemacht. »Mal ehrlich, Alter, möchtest du hier leben?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Aber es gibt Menschen, die eben nicht so anspruchsvoll sind wie wir beide.«

»Ja, aber dazu muss man wohl hier geboren sein.« Ich dachte nach und runzelte dabei die Stirn. »Weißt du, Suko, ich frage mich, was eine Person wie die Cavallo hier sucht. Vor kurzem hatte sie ein Gastspiel in Weimar gehabt. Das ging in die Hose, weil ich schneller war. Ich habe ihr Erscheinen noch verstehen können. Es war möglicherweise ein Test. Aber was will sie hier?«

»Falls sie es ist«, gab Suko zu bedenken. »Noch haben wir sie nicht zu Gesicht bekommen.«

»Das stimmt auch wieder. Aber die Beschreibung des Zeugen war eben zu prägnant. Da kann man sich einfach nicht irren. Ich bin jetzt schon davon überzeugt, dass sie an einem großen Plan herumbastelt.«

»Nur sie?«

»Denkst du an Mallmann?«

Ein Windstoß griff in meine Haare und wirbelte sie in die Höhe. »Nicht nur an ihn. Im Hintergrund spukt mir immer noch van Akkeren durch den Kopf. Sie mag ihn, er mag sie, und deshalb wird er ihr wohl freie Hand lassen, nehme ich an.«

»Er und Vampire?«

»Am Rande immer.«

Suko winkte ab. »Lass es sein, John. Es hat keinen Sinn, wenn wir darüber diskutieren. Ich schlag vor, dass wir uns die Insel mal genauer anschauen.«

Ich grinste ihn an. »Stell dir mal vor, das Gleiche wollte ich dir auch sagen ...«

»Dann komm!«

Es gab einen Weg, der vom Hafen aus in das Zentrum der kleinen Insel hineinführte. Es lag ebenfalls erhöht. Die Steinpflasterung des Weges fand sehr bald ihr Ende, und so mussten wir über einen Pfad laufen, der an einigen Stellen ziemlich sandig war. Spärliches Gras hatte sich trotzdem einen freien Raum geschaffen und schaute mit seinen Spitzen aus dem weichen Untergrund hervor.

Wir gingen langsam, denn die Zeit saß uns nicht im Nacken. Außerdem wollten wir uns das Innere der Insel näher anschauen und waren weder erfreut noch enttäuscht von dem, was wir sahen.

Dass es hier keine Bäume gab, hatten wir erwartet. In diesem rauen Klima hielten sie sich nicht. Als höchstes aller Gefühle

wuchsen einigedürre Sträucher aus dem Boden, die aussahen, als wären sie vom Staub zerfressen worden.

Häuser bekamen wir auch zu Gesicht. Sie alle lagen im Schatten der Ruine und kamen uns auf den ersten Blick recht klein vor, was allerdings eine optische Täuschung war. Die Menschen hatten ihre Behausungen in die Mulden hineinge- baut und sie zusätzlich noch durch Steinmauern geschützt, damit ein Teil des Windes aufgehalten wurde. Auf den Mauern wuchsen Gräser, im Sommer sicherlich auch Wildblumen, die zu dieser Jahreszeit allerdings verblüht waren.

Der Ort wies keinen Namen auf. Er lag einfach nur vor uns im kargen Gelände, und von einer Straße, die hineinführte, konnte man auch nicht sprechen, denn das hier war eine Piste.

Und noch etwas fiel uns auf. Es gab keine Autos. Weder vor noch hinter den Häusern parkte ein Wagen. Hier schien die Zeit tatsächlich vorbei gegangen zu sein, was so nicht stimmte, denn es gab zumindest elektrischen Strom, und ich sah auch einige Satelliten-Schüsseln an den Häusern. So konnte auch hier in die Glotze geschaut werden, was mich nicht störte, denn so stand für mich fest, dass die Insel doch nicht so von der übrigen Welt vergessen war.

Der Strom wurde sicherlich von Generatoren erzeugt, die zu den einzelnen Häusern gehörten, aber wir vernahmen auch Laute, die uns ein Lächeln abrangen.

Das Muhen von Kühen und auch das Meckern einiger Ziegen. Sie sahen wir auf den mit spärlichem Gras bewachsenen Weiden, während die Kühe in den Ställen standen.

Ein paar Schafe gerieten ebenfalls in unser Blickfeld. Als sie uns sahen, wurden sie neugierig und liefen auf uns zu, um uns aus großen Augen zu beobachten.

Einigen streichelte ich beim Weitergehen über das dichte Fell. Das hätte ich wohl besser nicht getan, denn von nun an blieben sie uns auf den Fersen.

Natürlich konnte sich Suko eine Bemerkung nicht verkneifen

und meinte, nachdem er kurz aufgelacht hatte: »Die wissen sehr genau, zu wem sie gehören.«

»Danke, ich habe begriffen. Aber Schafe sind intelligente Tiere. Es gibt keine dummen. Da sind sie uns Menschen eben voraus.«

»Wenn du das so siehst, hast du Recht.«

Man konnte nicht davon sprechen, dass wir den Ort erreichten, sondern nur die ersten Häuser. Hier stand kein Haus neben dem anderen. Sie alle waren verstreut, und zwischen ihnen gab es genügend freie Flächen. Platzangst brauchte hier wirklich niemand zu haben.

Was blieb, war der Wind.

Er fegte über die Insel hinweg. Er pfiff an uns vorbei. Er drang in unsere Ohren, sodass wir wieder das Knattern und leise Pfeifen hörten. Man hatte sogar zwei Windräder am anderen Ende der Insel gebaut, und so nutzte man die Energie, die nichts kostete.

Die Schafe hatten es sich mittlerweile überlegt und waren zurückgeblieben. So gingen Suko und ich auf das »Zentrum« des kleinen Ortes zu. Es war ein Platz, an dem es keine so großen Zwischenräume gab, und die Häuser dichter beisammen standen.

Eine Kirche war uns nicht aufgefallen. Bisher auch kein Friedhof. Wahrscheinlich wurden die Toten dem Meer übergeben, aber es gab einen Pub, eine Kneipe, und sie nahm die Hälfte eines etwas länger gestreckten Hauses ein.

»Durst hat man immer«, sagte Suko, »und deshalb wird auch getrunken.«

»Dann lass uns mal mitmischen.«

Er schüttelte den Kopf. »Der Bau sieht recht geschlossen aus. Ich glaube nicht, dass wir Glück haben.«

Leider traf seine Beurteilung zu. Nur eine Katze lag auf der Bank neben dem Eingang. Sie fühlte sich auf dem rauen und abgeschabten Holz sichtlich wohl und blinzelte nur gelang-

weilt, als sie uns sah.

Die Tür war zwar nicht abgeschlossen, das brauchte hier wohl niemand, aber Suko, der einen Blick in den Pub geworfen hatte, zog sich sehr schnell wieder zurück.

»Leer.«

»Ist auch noch früh.«

»Ich weiß nicht...«

Er hatte die Antwort mit einer recht komischen Stimme gegeben, sodass ich aufmerksam wurde. »Hast du irgendwas? Probleme oder so ähnlich?«

Er zuckte die Achseln. »Es wäre mir ganz recht, wenn du auch mal einen Blick hineinwirfst und ...«

»Moment. Meinst du, ich würde etwas anderes sehen als du?«

»Das meine ich nicht. Mir geht es um den Geruch. Ich will sicher gehen, dass ich mich nicht getäuscht habe.«

Wenn Suko mir so kam, konnte ich ihm den Wunsch nicht abschlagen und tat ihm den Gefallen. Sehr leicht ließ sich die schwere Tür nicht öffnen. Hier war überhaupt alles sehr kompakt und schwer, was wohl so sein musste, um den Stürmen widerstehen zu können.

Ich hatte nicht viel erwartet und wurde auch nicht enttäuscht. Ein klobiger Tresen, ebenso klobige Tische und Stühle, dazu der rustikale Fußboden, auf dem die Hölzer nicht mehr glatt lagen, sondern auch an einigen Stellen gebogen und aus ihren Fugen in die Höhe gedrückt worden waren, und zwei Türen an den Seiten, die geschlossen waren, sodass ich nicht erkannte, wohin sie führten.

Das alles hatte Suko nicht gemeint. Ihm ging es um etwas anderes, was mir im ersten Moment nicht auffiel, ich auch nicht sah, weil für mich alles normal wirkte, das ich jedoch bemerkte, als ich zwei kleine Schritte in den düsteren Raum hineingegangen war. Mich störte der Geruch!

Er war so fremd, so anders und trotzdem bekannt. Denn so roch nur eine Pflanze.

Knoblauch!

In einem Restaurant oder in einem Gasthaus ist es fast normal, wenn es nach Essen und damit verbunden auch nach Knoblauch roch, doch hier lagen die Dinge anders. Dieser Knoblauchgeruch stammte nicht von einem Gericht, das in der Küche zubereitet worden war, er breitete sich überall aus und stand auch nicht in einem Zusammenhang mit irgendwelchen anderen Lebensmitteln und Gewürzen. Es war der Geruch einer frischen und normalen Knoblauchstaude.

Einige Male saugte ich die Luft durch die Nase ein und schaute mich jetzt noch intensiver um. An den Wänden hatte ich keine der hellen Stauden gesehen, doch als ich meine Blicke über die Decke gleiten ließ, da fielen sie mir auf.

Die Stauden waren dort an den dunklen Balken befestigt worden und hingen nach unten, als hätten sie den Ersatz irgendwelcher Lampen übernommen.

So etwas tat man nicht zum Spaß und auch nicht, weil man ein Knoblauch-Fan war. Das hatte seinen Grund, denn Knoblauchstauden dienten schon von Alters her als Schutz gegen Vampire.

Ich dachte wieder an den Zeugen und daran, dass er die beiden Gestalten gesehen hatte, die im Mondlicht badeten.

Vampire?

Er hatte es nicht mit Sicherheit sagen können, aber ich rechnete damit, dass sie etwas mit der Insel zu tun hatten, sonst hätte man nicht diesen Schutz aufbauen müssen.

Ich ging wieder nach draußen. Während die Tür langsam hinter mir zufiel, sah ich Sukos Blick auf mich gerichtet. »Nun, ist dir auch etwas aufgefallen?«

»Es riecht.«

»Sehr schön. Du magst doch Knoblauch.«

»Allerdings mehr im Essen und nicht als von der Decke herabhängende Stauden.«

»Das hat einen Grund.«

Ich ging zur Seite. »Schutz«, erwiderte ich und schaute mir die Fassade an. Auch dieses Haus war nicht unbedingt hoch. Es besaß ein mit Reet und Lehm sowie Steinen gedecktes Dach. Kleinere Fenster in der ersten Etage als unten, und ich musste mich schon schwer täuschen, wenn ich hinter den Scheiben oben nicht auch die hellen Stangen gesehen hätte, die dort wie Wahrzeichen nach unten hingen.

»Dann sag mal was«, forderte Suko mich auf.

Ich zuckte mit den Schultern. »Kann es sein, dass die Menschen hier Angst vor Vampiren haben?«

Klar hatten sie Angst. Ich hatte die Frage auch nur wie nebenbei gestellt. Uhs war der Grund schon klar. Suko war der Ansicht, dass man eine Justine Cavallo nicht durch irgendwelche Knoblauchstauden in ihren Aktivitäten behinderte. Da musste man schon andere Mittel einsetzen. Auch dann war es fraglich, ob man gewann.

»Denkst du auch an Justine, John?«

»Ja.«

»Ich höre.«

Meinen Blick senkte ich wieder und schüttelte dabei den Kopf. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sich eine Justine Cavallo diese Insel als Basis oder als Ruhepol ausgesucht hat. Das passt nicht. Sie ist dazu eine zu ... na ja, ich weiß auch nicht. Aber die Einsamkeit passt nicht zu ihr. Ebenso wenig wie die in der verdamten Vampirwelt. Wenn man sie hier trifft, muss das schon einen besonderen Grund haben.«

»Hat es auch.«

»Und welchen?«

»Sie will mit einem ihrer Artgenossen zusammen sein.«

Ich winkte ab. »Glaub nur das nicht, Suko. Nein, nein, so weit geht die Liebe nicht. Das glaube ich nicht. Sie geht immer ihren eigenen Weg. Ob hier auf der Insel ein Vampir hockt, das interessiert sie nicht und ...«

»Anscheinend doch. John, ich denke nicht, dass sich Ernie

Slater geirrt hat. Er ist der Zeuge gewesen. Er hat gute Augen. Er ist ein normaler Mensch und kein Spinner. Oder gehst du davon aus, dass Justine Cavallo eine Zwillingsschwester hat?«

»Bewahre.«

»Eben. Sie war hier, und sie ist nicht allein gewesen. Das kommt auch hinzu. Und die Menschen auf der Insel wissen das. Sie versuchen, sich entsprechend zu verhalten, und deshalb hängen sie - den Knoblauch auf, um sich die Blutsauger vom Leib zuhalten.«

»Ja«, sagte ich.

»Wir brauchen ihn nur zu fangen.«

»Ist kein Problem.«

»Bestimmt nicht auf der Insel.« Suko wies in die Runde. »Wo soll er sich verstecken? Ich denke, dass es da nur die Ruine gibt, und die haben wir rasch durchsucht.«

»Was ist mit Justine? Glaubst du auch, dass sie sich in der alten Ruine versteckt?«

»Nein. Ich gehe davon aus, dass sie die Insel verlassen hat. Aber sie hat jemand hinterlassen. Einen Wachtposten. Einer ihrer Artgenossen, der sie mit Informationen versorgen und sie notfalls auch warnen kann. So sehe ich die Dinge. Sie selbst wird anderen Aufgaben nachgehen, aber die Insel hier muss für sie wichtig sein.«

»Ja, das denke ich auch. Aber es bringt nichts, wenn wir hier stehen und darüber diskutieren. Wir müssen etwas unternehmen, und wir müssen vor allen Dingen mit den Menschen reden. Nur sie können uns Antworten geben.«

»Falls sie es wollen.«

»Es wird ihnen nichts anderes übrig bleiben, denn letztendlich geht es auch um sie.«

Suko drehte sich auf der Stelle. »Hast du schon jemand zu Gesicht bekommen?«

»Nein. Aber ich glaube nicht, dass die Insel ausgestorben ist. Das passt nicht. Die Boote liegen im Hafen. Es gibt nur eine

Möglichkeit. Die Leute haben sich verkrochen.«

»Okay, dann holen wir sie aus den Höhlen.«

Es war ein Vorschlag, der auch mir gefiel, doch wir brauchten ihn erst gar nicht in die Tat umsetzen, denn in unserer Nähe hörten wir Schritte. Ich hatte das Glück, genau in die Richtung zu schauen und sah hinter der Hausecke eine Frau hervorkommen, die eine dicke Strickjacke über ihr Wollkleid gezogen und ein Tuch um den Kopf gebunden hatte. Das sah ich wie nebenbei, denn etwas anderes war viel wichtiger für mich. Auf den angewinkelten Armen der Frau lagen übereinander gestapelt einige Knoblauchstauden ...

»Das kann ja interessant werden«, flüsterte Suko mir zu und schaute der Frau ebenso wie ich entgegen.

Sie ging zwar auf uns zu, doch sie hatte uns bewusst nicht wahrgenommen, denn ihr Blick war auf die Stauden gerichtet, die auf den angewinkelten Armen lagen. Sie ging sehr langsam und hütete sich auch davor zu stolpern.

Erst als sie eine Körperlänge von uns weg war, blieb sie stehen und hob den Kopf.

Es war eine Frau in mittleren Jahren, aber vom Gesicht her sah sie älter aus, denn Wind und Wetter hatten die Haut gegehrbt, wie es bei vielen Menschen in dieser Gegend der Fall war. Die Augen waren hellblau, und uns fiel auch das Misstrauen in ihrem Blick auf.

»Guten Tag«, sagte ich freundlich. Die Frau nickte nur. Ich deutete auf die Tür. »Wir haben eigentlich etwas Durst gehabt. Ist hier geschlossen?«

»Ja.«

»Schade. Für wie lange?«

Noch immer sah sie uns misstrauisch an und hob schließlich die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir werden

wohl für einige Tage den Pub geschlossen halten.«

»Dann sind Sie die Besitzerin.«

»Ja, und mein Mann ist Fischer.« Ein Windstoß überwehte ihren Kopf und sorgte dafür, dass einige Haarsträhnen über den Rand des Kopftuchs hinweg in die Stirn fielen.

»Warum haben Sie geschlossen?«

»Wir machen Pause.«

»Aber Sie hängen Knoblauchstauden auf, nicht wahr? Das hat mit einer Pause nichts zu tun.«

Ihr Gesicht verschloss sich. »Das geht Sie nichts an. Sie sind fremd. Sie gehören nicht zu uns.« Mehr sagte sie nicht. Für sie war die Unterhaltung beendet, und sie ging an uns vorbei auf die Tür zu, die sie aufdrückte und dann sehr schnell im Haus verschwand, sodass wir das Nachsehen hatten.

»Pech gehabt, John.«

»Aber wir lassen nicht locker.«

»Das hoffe ich doch.« Er wies gegen die Tür. »Glaubst du, dass sie unter starker Angst leidet?«

»Würde sie sonst die Vorbereitungen treffen?«

»Dann wollen wir mal.«

Als wir die Tür öffneten, drehte sich die Frau nicht um. Sie war zum letzten Fenster gegangen und hängte dort eine Staude auf.

»Innen bringt das nichts«, sagte ich.

»Ich werde sie auch außen aufhängen.«

»Das ist schon besser.«

Sie ließ die restlichen Stauden liegen und drehte sich uns zu. »Was wollen Sie eigentlich? Sie gehören nicht zu uns. Sie sind fremd hier. Wir mögen keine Fremden und wollen lieber unter uns bleiben. Also verlassen Sie die Insel.«

»Sind hier nie Fremde?«, fragte Suko.

»Nur wenige. Und wenn, dann stellen sie keine Fragen, schauen sich hier um und verschwinden wieder. Es sind in der Regel Naturliebhaber. Menschen, die sich für die Fauna hier

interessieren. Vor allen Dingen Ornithologen.«

»Wer sagt Ihnen, dass wir das nicht sind?«

Jetzt lachte sie. Nur klang es nicht freundlich. »So etwas sehe ich Ihnen an.«

»Guter Blick«, lobte Suko.

Die Frau wollte sich wieder ihrer Arbeit zuwenden, aber ich sprach sie an und hielt sie davon ab. »Sagt Ihnen der Name Ernie Slater etwas?«

Sie erwiderte zunächst nichts. »Warum wollen Sie das wissen, bitte schön?«

»Wir kennen ihn.«

»Ja, er war hier.«

»Und was hat er gemacht?«

»Beobachten, mehr nicht.«

»Was denn?«

»Vögel, denke ich. Was soll man sonst hier schon beobachten können?«

»Stimmt. Hat er auch bei Ihnen gewohnt?«

»Nein, er lebte für sich in einem Zelt.

Nicht weit von der Ruine entfernt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Sie wandte sich wieder ihrer Arbeit zu, aber so leicht machten wir es ihr nicht. »Haben Sie Angst vor Vampiren?«, fragte ich sie.

Sie zuckte zusammen. Dabei verlor sie auch ihre Sicherheit. Schon aggressiv stellte sie die Gegenfrage. »Warum sollte ich Angst vor ...?« Sie legte eine Hand in die Nähe ihres linken Ohrs, das unter dem Kopftuch verborgen war. »Wovor sollte ich Angst haben?«

»Vor Vampiren«, wiederholte ich.

»Hören Sie doch mit dem Unsinn auf. Was sind Vampire? Ich ... ich ... gehen Sie endlich.«

Wir blieben stehen, und Suko gab die nächste Antwort. »Vampire sind lebende Tote, die sich vom Blut der Menschen

ernähren. Nur wenn sie es trinken, können sie auch weiterhin existieren. Das Fatale daran ist, dass die Menschen, die einmal ihren Biss verspürt haben, ebenfalls zu Vampiren werden. So kann es dann sehr leicht zu einer Kettenreaktion des Grauens kommen.

»Märchen.«

»Knoblauch hilft gegen Vampire.«

»Danke für den Ratschlag.«

»Warum hängen Sie es auf?«, fragte ich.

»Weil ich den Geruch mag.«

Diesmal hatte ihre Antwort nicht so selbstsicher geklungen. Das Zittern in der Stimme war nicht zu überhören gewesen. Die Selbstbeherrschung bröckelte ab. Sie blieb auch nicht mehr am Fenster stehen, ging mit leicht taumeligen Schritten auf einen Tisch zu und ließ sich dort auf den kantigen Holzstuhl sinken. Bevor sie ihre Hände gegen das Gesicht schlug, flüsterte sie: »Gehen Sie. Bitte, gehen Sie ...«

»Das werden wir nicht«, erklärte ich und setzte mich auf einen zweiten Stuhl und ihr gegenüber. »Wir werden bleiben, denn wir sind gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich habe nicht grundlos nach Ernie Slater gefragt. Er hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zugeht.«

Die Frau hob die Schultern, ließ ihre Hände aber weiterhin gegen das Gesicht gepresst.

»Möchten Sie einen Drink?«

Sie nickte.

Das hatte auch Suko gesehen. Er war schon unterwegs und drückte sich hinter die Theke. Dort fand er genügend Flaschen in einem Regal. Er griff nach einem Scotch und brachte auch das Glas mit. Am Tisch schenkte er ein. Als die Frau das Gluckern der Flüssigkeit hörte, ließ sie ihre Hände sinken.

Sie war sehr blass geworden. Wahrscheinlich hatten wir das richtige Thema angesprochen, aber noch war sie nicht aufge-

weicht. Auch Suko saß jetzt an unserem Tisch. Beide schauten wir zu, wie die Frau trank. Ihr Blick war dabei ins Leere gerichtet. Sie schluckte den Whisky und sagte kein einziges Wort. Erst als das Glas fast leer war und sie es weggestellt hatte, sprach sie uns wieder an.

»Es ist trotz allem besser, wenn Sie gehen. Wir müssen damit allein zureckkommen. «

»Haben Sie das auch Ernie Slater gesagt?«

»Ja.«

»Was hat er getan?«

»Er ist gegangen.«

»Einfach so?«, fragte Suko.

Die Frau atmete tief aus. Sprechen konnte sie nicht.

Suko unterhielt sich leise mit ihr. Ich hielt mich zurück und bekam so Gelegenheit, mein Kreuz hervorzuholen. Die Frau schaute mich dabei nicht an. Erst als ich das Kreuz auf den Tisch legte, hob sie den Blick, um ihn sofort danach zu senken.

»Mein Gott!«, flüsterte sie, und ihr Gesicht überzog sich mit einer gewissen Röte. »Was ist das?«

»Ein Kreuz.«

»Ja, das sehe ich. Aber...« Sie konnte nichts mehr sagen, und wich davor zurück, wobei sie sich gegen die Lehne des Stuhls drückte.

Ich wollte ihr die Scheu nehmen, lächelte und sprach zugleich. »Es ist ein besonderes Kreuz. Eines, das sogar einmalig ist. Sie können es ruhig anfassen.«

Es war ein Vorschlag, doch er wurde noch nicht sofort in die Tat umgesetzt, denn die Frau zögerte. Sie schluckte, sie holte durch den offenen Mund Luft, und erst als ich es hochkant stellte, schickte sie mir ein Nicken.

»Bitte ...«

Vorsichtig griff sie mit der Hand danach. Der Unterarm rutschte über die Tischplatte hinweg. Da sie die Hand geöffnet hatte, sorgte ich für eine vertrauensbildende Maßnahme und

drückte ihr das Kreuz zwischen die Finger.

Zuerst sah es aus, als wollte sie das Kreuz fallen lassen, dann aber fasste sie fester zu und hielt es plötzlich fest wie einen Strohhalm, an dem ihr Leben hing.

»Es ist so wunderbar«, flüsterte sie, »so einmalig. Es tut gut, wenn ich es in der Hand halten kann. Mein Gott, ich kann es nicht fassen. Das ist wie ein Strom, der durch meinen Körper rinnt.« Sie konnte plötzlich lächeln, und auf ihrem Gesicht schien wirklich die Sonne in dieser trüben Umgebung aufzugehen.

»Es ist meine Waffe«, erklärte ich ihr mit leiser Stimme.

Sie schüttelte den Kopf. »Waffe? Wogegen denn?«

»Gegen das Böse - und natürlich auch gegen Vampire. Sind Sie nun bereit, uns Ihr Vertrauen zu schenken?«

Sie räusperte sich. Meinem Blick konnte sie nicht mehr standhalten. Sie senkte den rechten Arm und legte das Kreuz auf die Tischplatte, wobei sie ihm noch zunickte.

»Ja, ich vertraue Ihnen.«

Ich legte meine Hand auf ihre und spürte, dass ihre Haut leicht zitterte. Sie schluckte und streifte das Kopftuch mit der Linken ab. Sie knüllte es zusammen und hielt es fest.

»Darf ich nach Ihrem Namen fragen?«

»Ich heiße Rose Carry.«

Jetzt stellten auch wir uns vor, und endlich war das Eis zwischen uns gebrochen.

»Leben Sie allein hier im Haus und ...«

»Nein, nein. Mit meinem Mann und mit meiner Tochter. Aber mein Mann schläft. Er ist Fischer wie alle hier. Er war in der Nacht draußen und dann auf dem Festland, um den Fang zu verkaufen. Jetzt ist er so müde.«

»Und was ist mit Ihrer Tochter?«

»Amy ist auch da.«

»Lebt sie hier?«

Rose Carry lächelte schmal. »Nein, Mr. Sinclair. Sie wohnt

auf dem Festland. Sie hat dort einen Job in einer Fischfabrik. Sie ist im Büro des Direktors als Sekretärin beschäftigt. Aber sie ist hier, weil sie ein paar Tage Urlaub hat. Den verbringt sie gern bei uns, denn sie möchte auftanken.«

»Schläft sie auch?«

»Nein, sie ist unterwegs.«

»Sucht sie etwas?«

Rose senkte den Kopf. Bei ihrer Antwort verlor die Stimme an Kraft. »Sie will uns behilflich sein und hat sich eben auf die Suche gemacht. So müssen Sie das sehen.«

»Wen sucht sie denn?«, erkundigte sich Suko.

»Ihn!« Rose schoss die Röte ins Gesicht, als wäre ihr die Antwort peinlich gewesen.

»Den Vampir?«

»Ja!«

»Dann glaubt sie daran?«

Rose nickte.

»Hat sie ihn gesehen?«

»Ich weiß es nicht. Sie kannte auch Ernie Slater. Die beiden haben mal hier gesessen und zusammen geflüstert. Aber das ist vorbei. Amy hat auch die Knoblauchstauden besorgt. Sie hat mal gelesen, dass man sich die Vampire so vom Leib halten kann.«

»Gut«, sagte ich. »Sie und Ihre Tochter sind also davon überzeugt, dass es den Blutsauger noch gibt.«

»Genau das sind wir.«

»Wer noch?«

Rose runzelte die Stirn. »Bitte, Mr. Sinclair, wie meinen Sie das?«

»Ich denke da an die Männer.«

»Ja, ja, kann sein, aber sie tun nichts. Sie sprechen mit uns nicht darüber. Sie fahren in der Nacht raus, um zu fischen.«

»Haben Sie sich gedrückt?«

»Amy sieht es so. Sie will den Vampir allein fangen. Ja, das

will sie allerdings.«

»Was sagen Sie dazu?«

»Ich habe Angst um sie. Große Angst.«

Das hatte sie tatsächlich. Um dies zu erkennen, brauchten wir nur in ihre Augen zu schauen.

Suko wollte kaum glauben, dass die Männer nichts getan hatten. Danach fragte er auch.

»Nein, sie haben sich zurückgehalten.«

»Sind sie feige gewesen?«

»Das glaube ich nicht. Sie haben es nur nicht geglaubt. Sie hielten es für albernes Gewäsch. Nicht aber Amy. Sie hat sich auf die Suche gemacht, obwohl ich sie gewarnt habe. Sie konnte nicht hören, und sie war der Meinung, dass es besser ist, wenn man einen Vampir am Tag sucht und jagt.«

»Warum?«

»Dann schlafen sie doch - oder?«

Da hatte sie auch wieder Recht.

Ich stimmte ihr noch akustisch zu und stellte dann meine nächste Frage. »Sagen Sie, Mrs. Carry, wissen Sie vielleicht, wo ihre Tochter hier auf der Insel sucht? Ich meine, viele Möglichkeiten, sich zu verstecken, gibt es ja nicht...«

»Ja, das stimmt.«

»Wo ist sie hingegangen?«

Rose Carry drehte sich auf dem Stuhl und schaute durch ein Fenster in eine bestimmte Richtung. »Sie meinte, dass er sich nur in der Ruine verstecken kann.«

»Das ist kein schlechter Gedanke«, sagte ich. »Aber hat sie den Vampir denn mal zu Gesicht bekommen?«

»Nein.«

»Woher weiß sie dann so gut Bescheid?«

»Sie hat mit Ernie Slater darüber gesprochen.«

»Klar, das hätte ich mir auch denken können. Dann habe ich noch eine Frage, Mrs. Carry.«

»Bitte.«

»Hat Ihre Tochter mal von einer blonden Frau gesprochen, die sie hier auf der Insel sah und mit der sie einen näheren Kontakt gehabt hat? Um es noch genauer zu sagen. Es ist eine fremde Frau gewesen.«

»Nein.«

»Sicher?«

Rose Carry nickte. »Absolut, Mr. Sinclair, das hätte, sie mir gesagt. Von einer blonden fremden Frau ist nicht die Rede gewesen. Wie kommen Sie darauf?«

»Das ist ganz einfach. Ernie Slater hat davon erzählt. Er hat die Frau hier auf der Insel gesehen. Allerdings war sie nicht allein, sondern zusammen mit diesem Vampir, den Amy ja sucht. Das passierte mitten in der Nacht.«

»Wann denn?«

»Vor einigen Tagen.«

»Nein, Mr. Sinclair.« Rose Carry schüttelte den Kopf. »Davon hat sie mir nichts gesagt, kein Wort. Sie hätte es getan, denn unser Verhältnis ist gut.«

»Das wollte ich nur wissen.«

Mit dieser Antwort konnte sie zunächst nichts anfangen. Sie schaute mich an, dann Suko und runzelte die Stirn. »Das hörte sich an, als möchten Sie jetzt gehen.«

»Stimmt, Mrs. Carry.«

Sie strich über das graue dünne Haar. »Bitte«, sagte sie leise, »und wo wollen Sie hin?«

»Ihre Tochter suchen.«

Die Augen weiteten sich. »Zu dieser Ruine?«

»Ja, solange es noch hell ist.«

Wieder wischte sie über ihr Gesicht. »Danke, das ist gut. Das ist sogar sehr gut, denn ich habe mir schon große Sorgen wegen Amy gemacht.«

»Das brauchen Sie nicht mehr.«

Wenig später hatten wir das Haus verlassen, und Suko fragte mich: »Hast du den letzten Satz ernst gemeint?«

»Zumindest hoffe ich das ...«

Es war immer windig in der Nähe der Ruine. Das alte Gemäuer schien den Wind direkt anzuziehen, aber das hatte Amy Carry nichts ausgemacht. Sie kannte die Ruine seit Kindesbeinen und hatte oft in deren Windschatten gespielt. Sie war auch des Öfteren in sie hineingegangen, zusammen mit anderen Kindern, denn dort zu spielen, galt immer als eine besondere Mutprobe.

So hatte sie jede Ecke des alten Gemäuers kennen gelernt und auch als erwachsene Person nichts vergessen. Aber Amy war nicht mehr mit dem gleichen Gefühl hergekommen wie damals.

Diesmal war es keine kindliche Angst, die sie quälte, sondern eine drückende Furcht, die sie wie eine schwere Last umgab, sodass sie sich schon gefangen vorkam.

Sie suchte einen Vampir!

Eigentlich hätte sie darüber lachen müssen, aber jedes Lachen wäre ihr im Halse stecken geblieben, wenn sie an die Gespräche dachte, die sie mit Ernie Slater geführt hatte. Zwar war er als Fremder auf die Insel gekommen, aber er war kein Spinner oder abgedrehter Vogelkundler, die hin und wieder das Eiland besuchten. Er war Realist, und er hatte tatsächlich in der Nacht eine Person gesehen, die sich im Mondlicht gebadet hatte, wobei diese Person noch von einer blondhaarigen Frau begleitet worden war, die sich ebenfalls dem Licht des Mondes hingegeben hatte, und das splinternackt.

Ein Bild wie aus einem Schauerroman, aber Ernie hatte es mit einer derartigen Intensität und Überzeugungskraft erzählt, dass Amy ihm geglaubt hatte. Trotz der Vampire, die sie bisher nur aus den entsprechenden Romanen und Filmen kannte.

Auf der Insel existierte ein Blutsauger. Sie hatte ihn nicht

gesehen, und er hatte auch noch keine Bewohner wie ein wildes Tier angefallen, aber was nicht war, konnte ja noch werden, und Amy wollte den Anfängen wehren.

Nicht frei lassen. Nicht dafür sorgen, dass er das Blut der Bewohner trank und sie auch zu Vampiren machte.

Mit ihrer Mutter hatte sie darüber reden können, sie hatte ihr auch geglaubt und sie gleichzeitig ermahnt, sich nur nicht in Gefahr zu begeben.

Davon hatte Amy nichts wissen wollen. Was sie tat, das musste einfach getan werden. Das konnte man nicht so hinnehmen. Zumindest musste sie Gewissheit haben, ob sich ein derartiges Wesen überhaupt auf der Insel aufhielt.

Sie machte sich keine Gedanken darüber, wie er es geschafft hatte, auf das Eiland zu gelangen. Da hatte Ernie die blonde Frau in Verdacht gehabt, die ihm dies ermöglicht hatte. Er war auch der Meinung gewesen, ein fremdes Boot im Hafen gesehen zu haben, aber das musste nicht alles stimmen. Es konnte durchaus zutreffen, und genau das wollte Amy herausfinden.

Wie jagte man Vampire?

Sie kannte als Waffen nur Knoblauch und das Kreuz. Beides trug sie bei sich. Ihr Kreuz, das sie zur Kommunion erhalten hatte, hing offen über dem grauen Pullover.

Amy hatte sich vorgenommen, einen gewissen Punkt oder eine bestimmte Stelle der Burg zu erreichen. Von dort hatte sie den besten Überblick. Sie kannte den nicht ungefährlichen Weg noch aus ihrer Kindheit. An der hohen Stelle hatte sie oft gestanden und über das Wasser geschaut, weil sie das Boot ihres Vaters und der anderen Nachbarn sehen wollte.

Sie selbst war oft auf dem Festland gewesen, denn dorthin hatte sie zur Schule gemusst. Oft war sie auch dageblieben, denn sie hatte bei einer Cousine ihrer Mutter wohnen können.

Es war ein Anstieg über eine Treppe, die sich noch innerhalb stehen gebliebener Mauerreste befand. Nur konnte man sie auf

keinen Fall als normale Treppe bezeichnen, denn diese hier bestand aus alten, blanken Steinen, die einfach übereinander gesetzt worden waren und die den Menschen damals ausgereicht hatten.

Sie stieg höher. Es gab kein Geländer, an dem sie sich festhalten konnte, und so glitt ihre rechte Hand des Öfteren über das Gestein hinweg, das sich sehr feucht und kalt anfühlte. Manchmal blieb auch Moos zwischen den Fingern kleben, aber das waren nur Randerscheinungen. Sie musste darauf achten, nicht fehl zu treten, denn das hätte fatale Folgen haben können.

Es war so etwas wie ein ehemaliger Turm, durch den sich die junge Frau bewegte. Wobei dieser Turm durchaus zahlreiche Lücken aufwies, durch die der Wind pfiff und immer wieder nach ihr schnappte. Manchmal, wenn die Schläge zu stark waren, musste sie sich festhalten, um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten.

Bis zur Spitze kam sie nicht. Denn der oberste Teil des Turms war in der Vergangenheit zusammengestürzt. Seine Trümmer lagen auf dem ehemaligen Burghof verteilt.

Je weiter sie in die Höhe kletterte, um so heller wurde es, und nach einer erneuten Kehre stand sie dann vor dem großen Loch, das wie in die Mauer hineingeschnitten wirkte.

Es war kein Fenster. Es gab auch keine gleichen Seiten mit gleicher Länge, es war nur einfach ein gewaltiges Loch, das jedoch einen wunderbaren Blick ermöglichte.

Um den kümmerte sich Amy noch nicht. Sie kannte diese Stelle. In ihrer Kindheit war sie von den Erwachsenen mit Holzlatten gesichert worden. Das lag Jahre zurück. Das Holz war verfault und vom Seewind zerfressen worden. Nicht mal weiche und schmierige Reste verteilten sich auf dem Boden.

Noch stand Amy nicht am Rand. Trotzdem war der Blick prächtig. Er glitt in nördliche Richtung, und dort gab es nur die Unendlichkeit des Wassers, auf dessen Fläche sich der Blick eines Menschen verlor.

Es war ein ruhiger Tag, relativ gesehen zumindest. Zwar herrschte windiges Wetter, aber das graue Meer war nicht so stark aufgewühlt wie bei einem Sturm. Noch hielten sich die Wellen in Grenzen. Sie würden keinem Schiff zum Verhängnis werden.

Der Anblick faszinierte sie immer wieder, obwohl sie hier an der Küste lebte. Sie konnte sich auch für den Himmel begeistern, weil der immer wieder anders aussah und Bilder bot, die oft die Fantasie eines Malers übertrafen.

Auch an diesem Tag bot er einen tollen Anblick. Das helle Blau, wie es nur im Norden zu sehen war. Dazu die mächtigen Wolken, die wie dicke Wattebüschle darunter hertrieben und manchmal ihre weiße Farbe verloren hatten, sodass auch graue Schleier dazwischen hingen.

Amy Carry riss sich von dem Anblick los. Um in den ehemaligen Burghof hineinschauen zu können, musste sie weiter nach vorn treten und am Rand stehen bleiben.

Das tat sie auch.

Aber Amy merkte schon, wie ihre Knie zitterten. Das gleiche Gefühl, wie sie es als Kind erlebt hatte, überkam sie auch nach Jahren, und sie fühlte sich unsicher.

Mit der rechten Hand hielt sich Amy am scharfkantigen Gemäuer fest. Noch ein paar Mal tief durchatmen, dann war es geschafft. Jetzt fühlte sie wieder etwas von der damaligen Leichtigkeit der Kindheit in sich.

Amy hatte bewusst den Turm erklettert, um sich einen guten Überblick zu verschaffen. Den erhielt sie jetzt auch, als sie in die Tiefe schaute und dort ein Gemisch aus Trümmern und noch stehenden Mauerresten sah, die allesamt nicht besonders hoch waren und leicht überklettert werden konnten.

Eben wie damals ...

Und sie erinnerte sich daran, dass sie als Kinder damals noch etwas entdeckt hatten, wovon sie ihren Eltern nichts erzählt hatten. Die alte Treppe in die Tiefe der ehemaligen Burg. Sie

lag hinter einem kleinen Berg von Geröll verborgen, das nicht mehr grau aussah. Dafür mehr grün, weil sich Pflanzen dort eingenistet hatten.

Das also gibt es noch, dachte Amy. Und dann muss es auch den Keller geben.

Am Ende der Treppe lag der Keller. Oder das Verlies, in dem in früheren Zeiten Menschen zu Tode gefoltert worden waren. Als Kinder hatten sie dabei stets das Gefühl gehabt, von den Geistern der Toten gejagt zu werden, und auch jetzt drang dieses Gefühl wieder in Amy hoch und ließ sie leicht schaudern.

Noch war es nicht dunkel. Aber die Dämmerung würde nicht mehr zu lange auf sich warten lassen, weil sich bereits der helle Kranz der Sonne verabschiedet hatte. Weit im Westen glänzte er noch nach, aber auch das würde bald in Vergessenheit geraten.

Nichts war von dem Vampir zu sehen. Keine Bewegung einer Person unten im Burghof, und doch konnte sich Amy vorstellen, dass es ihn gab. Sie erschauerte bei diesem Gedanken und fasste unwillkürlich nach ihrem Kreuz, um sich dort etwas Halt zu verschaffen und die Psyche zu beruhigen.

Es klappte nicht ganz, aber sie war auch mit den kleinen Erfolgen zufrieden.

Einige Minuten hielt sie an dieser Stelle aus. Dann machte sie sich an den Abstieg, den sie so vorsichtig anging wie zuvor den Aufstieg.

Sie schaffte es. Aber sie fühlte sich nicht gut und musste immer daran denken, was sich möglicherweise hier noch verborgen hielt. In der Dunkelheit wäre sie den Weg nicht gegangen, so aber hatte sie noch etwas Zeit, um den Vampir zu suchen.

Ernie Slater hatte ihr erzählt, dass Blutsauger tagsüber schlafen und erst in der Nacht aktiv werden. Das hatte sie auch schon vorher gewusst, aber sie hätte sich nie in der Dunkelheit

in die alte Ruine getraut. Sie war ihrer Ansicht nach der einzige Ort, an dem sich der Vampir verstecken konnte, ohne so schnell gefunden zu werden.

Amy spürte schon den kalten Schweiß auf der Stirn und atmete erst mal tief durch, als sie wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte, aber das leichte Zittern in den Knien blieb schon bestehen, als sie daran dachte, was jetzt noch auf sie zukam.

Sie musste nach unten!

Amy strich über ihr Gesicht und fragte sich, ob sie sich das wirklich antun sollte. Auch überlegte sie, ob sie nicht einem Hirngespinst nachlief, aber das war noch die große Frage, auf die sie erst Gewissheit finden wollte.

Um den Steinhaufen zu erreichen, musste sie den gesamten Burghof überqueren. Das tat sie mit kleinen und vorsichtigen Schritten. Sie hatte auch das Gefühl, als läge eine unsichtbare Würgehand in ihrem Nacken, die sie nicht losließ.

Amy bewegte sich auch deshalb so langsam, weil der Boden keinen schnellen Schritt erlaubte. Es gab einfach zu viele Stolperfällen, und so hob sie ihre Beine immer sehr hoch an, um diese Hindernisse überwinden zu können.

Vögel hatten sie nicht erschreckt. In ihrem jetzigen angespannten Zustand passierte das schon, wenn sie plötzlich von irgendwelchen Mauern und Steinen in die Höhe flatterten, weil sie sich gestört fühlten. Dann huschten sie weg und jagten dem Himmel entgegen, dessen Wolken die Tiere aufnahmen.

Amy hatte die linke Hand um das kleine goldene Kreuz aus der Kindheit gelegt. Früher, wenn sie von Sorgen geplagt worden war, hatte es ihr immer geholfen. Verbunden mit kleinen Gebeten, an den Herrn Jesus Christus gerichtet. Auch jetzt stellte sie fest, dass ihr die Berührung richtig gut tat und sie sogar leicht lächeln konnte.

»Ich schaffe es!«, flüsterte sie sich selbst zu. »Ich werde es schaffen ...«

So machte sich Amy Mut und näherte sich immer mehr dem recht hohen Steinhaufen. An den Seiten lugten die Reste der Steine mit ihren kantigen und auch spitzen Enden hervor, sodass sie beim Übersteigen Acht geben musste, um sich nicht zu verletzen.

Vor dem Hindernis blieb sie stehen. Schaute es zuerst an und dann darüber hinweg.

Ja, den Zugang gab es noch!

Er war zwar durch das Unkraut-Gestrüpp verborgen, aber wer ihn kannte und wer vor allen Dingen genau hinschaute, der entdeckte die Lücke, durch die sie früher bei ihren Mutproben gekrochen waren. Mal mit Taschenlampe, mal ohne.

Die Wege in die Finsternis waren immer eine besondere Mutprobe gewesen, aber nichts im Vergleich zu dem, was jetzt vor ihr lag. Früher hatten sie von der Gefahr und dem Grauen nur gesponnen, heute konnte es zu einer gefährlichen Wahrheit werden.

Amy Carry ging nicht weiter nach vorn, denn ihr war etwas aufgefallen. Sie ließ die linke Hand sinken, drehte den Kopf und schnupperte in den Wind hinein.

Sie roch etwas!

Es war ein bestimmter Geruch, der sie erreichte, und er stammte nicht eben aus einer Parfümerie. Unbekannt war er ihr trotzdem nicht, denn durch ihren Job war Amy mit einem gewissen Verwesungsgeruch vertraut. Das kannte sie aus dem Betrieb und von den Abfällen her. Aber hier roch es auch nicht nach Fisch.

Eher nach Blut...

Ihr Herz schlug bei diesem Gedanken schneller.

Sie wartete noch.

Ein Schauer kroch über ihren Rücken hinweg. Es fiel ihr schwer, sich normal zu drehen und den Blick über den Burghof schweifen zu lassen.

Da war nichts.

Niemand hatte ihre Verfolgung aufgenommen. Und in der Mauerlücke, durch die sie gekommen war, lauerte auch kein Blutsauger, um ihr an die Kehle zu fahren.

Und doch war da dieser Geruch!

Unnatürlich auf einer Insel, in der eigentlich die Frische zu Hause war, wenn sich der Wind und der Geruch des Meeres vereinigten.

Er verschwand nicht!

Egal, wohin sie sich auch drehte, der verdammte Geruch war immer vorhanden, und genau das machte sie noch misstrauischer. Er drang von allen Seiten auf sie ein, und wehte ihr auch nicht aus dem Zugang jenseits des Unkrauts entgegen.

Aber von dieser Stelle aus war sie nicht in der Lage, die Ursache zu sehen. Deshalb ging sie aufs Geratewohl nach rechts zur Seite, denn irgendwo musste etwas sein.

Eine kleine Innenmauer stand. Sie lag im Schatten einer, größeren, und deshalb war für die junge Frau nicht genau zu erkennen, was sich da auf dem Boden ausbreitete.

Jedenfalls war es kein Steinhaufen.

Das Zeug war ein ... ja, was war es denn?

Amy hielt den Atem an. Sie wollte wegsehen, aber sie starre trotzdem hin und genau auf einen blutigen Klumpen, der vor kurzem noch ein lebendes Schaf gewesen war ...

Der Schrei blieb ihr im Hals stecken. Es war nur ein Röcheln, das aus ihrer Kehle drang. So stand sie da, bewegte sich nicht und hielt den Kopf gesenkt, um den blutigen Rest anzuschauen.

Sie sah den Kopf und den Körper des Schafs. Der Kopf hing noch mit dem Körper zusammen, mehr allerdings war nicht zu sehen. Man hatte versucht, ihn abzureißen, es nicht ganz geschafft, aber es war eine Wunde entstanden, aus der viel Blut geflossen sein musste, das dann von einem Vampir getrunken

werden konnte.

Tierblut - Menschenblut!

Es schien ihm gleich zu sein. Es gab auf dieser Insel keine Wölfe, die ein Schaf gerissen hätten. Sie hätten es auch zum Teil verspeist, aber aus diesem Körper waren keine Fleischstücke gerissen worden. Hier war es ausschließlich um das Blut gegangen, das zum Teil noch das Fell rot überzogen hatte.

Amy ekelte sich, aber sie musste da durch, daran gab es nichts zu rütteln. Sie ging jetzt nur davon aus, dass sie einen ersten Hinweis auf die Vampirbestie gefunden hatte.

Aber wo hielt sich der Bluträuber selbst verborgen?

Wieder strömte es kalt ihren Rücken hinab. Zudem fegte noch ein kurzer Windstoß in den Burghof hinein, packte Laub, schleuderte es vor sich her, und sorgte dafür, dass es raschelte und sich dieser Laut so anhörte, als hätten die Geister den Keller verlassen, um mit flüsternden Stimmen ihre Botschaften zu verbreiten.

Amy reckte den Hals. Trotzdem traute sie sich kaum, einen Blick hinter den Steinhaufen zu werfen, wo das Versteck ihrer Kindheit zu finden war.

Sie blickte sich um.

Niemand war da, aber sie zuckte trotzdem zusammen, weil sie einen Schatten über den Boden huschen gesehen hatte, der allerdings blitzschnell wieder verschwunden war. Es war nur ein großer Vogel mit ausgebreiteten Schwingen gewesen.

Die junge Frau wusste genau, was zu tun war. Aber sie war keine Zehn mehr, sondern 26. Sie war erwachsen. Die Leichtigkeit der Kindheit gab es nicht mehr.

Hilfe holen?

Fast hätte sie selbst gelacht. Die Kerle auf der Insel würden ihr kein Wort glauben. Selbst ihr Vater hätte sie ausgelacht. Für ihn zählte nur die Anzahl der Fische, die er fing.

Und Rose?

Sie und Amy waren so etwas wie Freundinnen. Doch auch

von ihrer Mutter hätte sie nur den einen Ratschlag erhalten. Mach dich nicht unglücklich, Kind. Lauf weg. Das ist die Sache nicht wert.

Amy konnte manchmal bockig sein. Diese Eigenschaft schoss auch jetzt in ihr hoch. Sie wollte es wissen. Es war noch hell. Sie wollte auch nicht bis zum Ende des Verlieses gehen, sondern von der alten Treppe aus erst mal hineinleuchten.

Dabei hoffte sie, dass die Treppe so geblieben war wie damals und nicht zusammengebrochen war.

Amy begann, den Steinhaufen zu überklettern. Sie brauchte jetzt die volle Konzentration und wollte deshalb ihre ängstlichen Gedanken zurückstellen. Sie hatte gewusst, wohin der Weg sie führen würde, und deshalb hatte sie auch eine Lampe mitgenommen. Sie war viereckig und sehr flach, sodass sie in der hinteren Hosentasche bequem Platz gefunden hatte.

Die Spitze des Hindernisses erreichte Amy schnell. Der direkte war auch der beste Weg. Der kleine Abstieg bereitete ihr schon Probleme, und sie, suchte noch einen festeren Tritt, den sie schließlich in einem Stein fand, der sich über die Hälfte seiner Länge hinweg nach vorn geschoben hatte und aus der Masse herausragte.

Zwei weitere Schritte brachten Amy wieder auf den normalen Boden, wo sie zunächst einmal stehen blieb.

Den kleinen Schuttberg hatte sie hinter sich gelassen. Ihre eigentliche Aufgabe hatte Amy zurückgestellt. Sie kramte in der Erinnerung und versuchte herauszufinden, ob es diesen Berg schon in ihrer Kindheit gegeben hatte, als sie hier gespielt hatte. Sie wusste es nicht mehr genau. Sollte es ihn gegeben haben, so hatte er sich schon verändert, denn im Laufe der Zeit war es dem Unkraut gelungen, sich freie Bahn zu verschaffen und sich gegen alle Widerstände durchzusetzen, denn auch der Bereich vor dem türlosen Eingang war zugewuchert.

Amy hatte noch kein Licht gemacht. Sie schaute auf den Eingang und sah hinter den Pflanzen den dunklen Ausschnitt.

Abermals rann es kalt ihren Rücken hinab. Sie wusste nicht, ob dieses Gefühl aus der Erinnerung heraus entstanden war oder mit dem zusammenhing, was sie von Ernie Slater erfahren hatte.

Die Insel hatte Besuch von zwei fremden Personen bekommen, wie sie von Ernie wusste. Die Blonde hatte sie nicht zu Gesicht bekommen, aber Ernie war davon überzeugt gewesen, dass mit den beiden etwas nicht stimmte. Genau dieses Gefühl hatte sich auch stärker in Amy festgesetzt und verdichtete sich noch mehr, je länger sie vor dem Eingang der Treppe wartete.

Der große Mut hatte sie verlassen. Okay, sie würde noch einen Blick in die Tiefe werfen, aber sie würde sich nicht trauen, bis nach ganz unten durchzugehen. Da hätte ihr auch niemand einen Vorwurf machen können. Die eigene Sicherheit ging schließlich vor.

Nach einer kurzen Vorwärtsbewegung hatte sie die Öffnung erreicht und schaufelte mit der freien Hand die recht hohen und sperrigen Gewächse zur Seite. Dornen wuchsen nicht an den Stielen, Brennnesselblätter gab es auch nicht, aber hinter der Lücke lag die Dunkelheit und zum Glück noch die Treppe, deren erste Stufen sie als Umrisse sah, die sehr bald verschwanden.

Jetzt brauchte sie das Licht!

Amy schaltete die Lampe ein. Der Strahl war hell und klar. Die Batterie funktionierte also noch. Wie ein Geist huschte der Lichtkegel in die Dunkelheit hinein. Er tanzte mal oben, mal unten und auch an den Seitenwänden entlang, die keine glatten Flächen zeigten. Sie waren rau und aufgerissen. An einigen Stellen entdeckte sie auch Löcher im Gestein, und ihr fiel auch der Bewuchs auf, der wie Patina über dem Mauerwerk lag und sich auch bis in die düstere Tiefe hineinzog. Ein Ende der Treppe war nicht auszumachen, denn sie drehte sich in eine leichte Linkskehre. Genau dort blieb der helle Lichtkegel kleben.

Scharf atmete Amy aus. Aber auch auf eine gewisse Art und Weise beruhigt, denn sie war froh darüber, keinen Feind entdeckt zu haben. Der erste Schritt lag hinter ihr, und sie ging davon aus, dass ihr der zweite nicht so schwer fallen würde.

Dennoch überhörte sie die innere Stimme nicht, die sie vor unüberlegten Aktionen warnte. Also richtete sie sich danach und leuchtete zuerst die Stufen ab, die sie später gehen wollte.

Es war keine normale Treppe. Zumindest keine aus einem GUSS, wie man sie heute kannte. Diese hier war aus flachen Steinen und Lehm gebaut worden. Beides pappte zusammen, hielt auch einen größeren Druck aus. Amy brauchte sich nicht davor zu fürchten, in die Tiefe zu fallen, aber sie musste sich vor dem feuchten Belag hüten.

Der helle Kegel begleitete ihren Weg in die Tiefe wie ein tanzender Geist. Bis zur Kehre und nicht weiter wollte sie gehen. Von dort aus konnte sie das Ende der Treppe gut anleuchten.

Es klappte alles wunderbar. Amy rutschte nicht einmal aus. Sie brauchte auch kein Geländer, um sich daran festzuhalten, und mit jeder Stufe, die sie zurückließ, kehrte die Erinnerung immer stärker zurück. Sie sah sich wieder versetzt in ihre Kindheit, und jetzt fiel ihr wieder ein, dass sie eines der mutigsten Kinder gewesen war, die den Weg gefunden hatten.

Heute war der Mut nicht so stark.

Sie erreichte ihr Ziel nach knapp einer halben Minute. So lange hatte sie für die kurze Strecke gebraucht. In der Mitte der Kehre blieb sie stehen und war bereit, auch das letzte Stück hinter sich zu bringen. Es war einfach über sie gekommen. Die Bedenken hatte sie über Bord geworfen. Jetzt musste es einfach sein ...

Da erwischte sie der Geruch!

Im ersten Moment war sie irritiert, denn sie konnte mit dieser Veränderung nichts anfangen. Der Geruch verdiente schon die Bezeichnung Gestank, und der wehte ihr aus der Tiefe entge-

gen.

Das hatte mit den alten Steinen nichts zu tun. Was dort unten lag und wahrscheinlich verwesete, musste ein Tier sein, das irgendwann in der Tiefe verendet war und vor sich hinmoderte. Vielleicht ein Schaf, das jemand in die Tiefe gezogen hatte.

Amy wollte nicht mehr weiter. Der Geruch hatte bei ihr wie ein Stoppschild gewirkt. Sie merkte, dass ihr Herz schneller klopfte. Der Gedanke an Flucht trieb durch ihren Kopf, und sie wollte sich drehen, als sie der Gestank plötzlich von vorn erwischte.

Amy riss die rechte Hand herum, um den Lichtstrahl nach vorn zu richten. Aus dem Dunkel erfolgte der Angriff, der zunächst ihren rechten Arm in der Höhe des Gelenks erwischte. Es war ein Treffer wie mit einer Eisenstange geführt. Sie schrie auf, öffnete ihre Faust und verlor die kleine Lampe, die gegen die Decke geschleudert wurde, wobei der Strahl zuckende und unkontrollierte Bewegungen hinterließ.

Als sie den Aufprall weiter unten hörte, erwischte sie der zweite Angriff.

Und der war direkt auf sie gezielt. Amy sah nicht viel, für sie löste sich ein Schatten aus der dunklen Wand. Für einen Moment sah sie ein bleiches Gesicht oder glaubte zumindest, dass es ein Gesicht war, dann wuchtete der Körper gegen sie.

Amy kam nicht mehr weg.

Jemand packte sie und schleuderte sie nach vorn die Treppe hinab. Innerhalb eines Sekundenbruchteils schossen ihr die schrecklichen Alternativen durch den Kopf, die möglicherweise vor ihr lagen. Sie konnte die Treppe bis nach unten durchfallen und dort mit gebrochenem Genick liegen bleiben oder auch schwer verletzt. Wenn das eintrat, hatte sie keine Chance mehr.

Aber sie hatte Glück.

Obwohl der Stoß ziemlich heftig gewesen war, gelang es ihr nach der zweiten Stufe einen sicheren Tritt zu finden, und jetzt kam ihr auch die Breite der primitiven Treppe zugute. Sie

rutschte auch nicht aus, denn sie fand noch an der Wand den nötigen Halt, aber sie schaffte es auch nicht, den Lauf zu stoppen. Und so lief sie einfach durch, stieß mit dem linken Fuß gegen die Lampe, die dadurch ebenfalls den Weg nach unten fand, vor ihr das Ziel erreichte und dort liegen blieb.

Am Ende der Treppe hatte Amy Pech. Da stolperte sie über einen vorstehenden Stein, und es war ihr nicht mehr möglich, den Stoß abzufangen. Sie prallte gegen die Wand, dämpfte die Wucht allerdings durch den Ellbogen ab, bekam trotzdem noch einen Stoß gegen den Kopf, aber sie war nicht ausgeschaltet. Nicht mal behindert.

Der Wille zu überleben peitschte in ihr hoch. Er verdeckte auch die Angst, und sie handelte plötzlich wie ein Automat. Sie bückte sich, hob die Lampe an, bei der das Deckglas und die kleine Birne nicht zersplittert waren, drückte sich mit dem Rücken gegen die unebene Wand und leuchtete nach vorn.

Es war genau die Richtung, in die sie strahlen musste, denn da wurde ihr die Gestalt wie auf dem Präsentierteller serviert.

Zum ersten Mal sah sie den Angreifer genauer. Bisher hatte sie sich auf Ernie Slaters Beschreibungen verlassen müssen, aber das war jetzt vorbei. Sie sah mit eigenen Augen, wer oder was sich hier in die Dunkelheit zurückgezogen hatte.

Es war das Grauen auf zwei Beinen ...

Nie zuvor in ihrem Leben war Amy Carry mit einem derartigen Wesen konfrontiert worden. Was da die Treppe hinabging, das durfte einfach nicht mehr leben, das war Abfall. Trotzdem existierte es, und es bewegte sich auf zwei Beinen die Stufen hinab, und es sah auch aus wie ein Mensch.

Sie hätte sich gewünscht, diesen Menschen in einer Verkleidung zu sehen, und zwar beim Halloween-Fest, aber dieser Schrecken war echt. Amy hatte das Glück oder das Pech, dass

der Lichtkegel der Lampe genau das Gesicht erwischte, sodass sie Einzelheiten erkannte, die ihr noch mehr Furcht einjagten.

War das ein Gesicht? Oder war es eine Fratze, über die jemand graue Asche gestreut und dafür gesorgt hatte, dass sie festklebte? Eine dünne Haut, die kurz vorm Zerreißen zu stehen schien. Augen, die tief in den Höhlen lagen und ihren Glanz nur durch das Licht der Lampe erhielten, ansonsten waren sie stumpf.

Das war nebensächlich. Ebenso wie die schmutzigen und verklebten Haare. Für Amy zählte nur eins. Es war der Beweis dafür, dass sie es mit keinem normalen Menschen zu tun hatte, der hier lange als Einsiedler gelebt hatte, sondern mit einer Gestalt, für die der Mensch den Begriff Vampir erfunden hatte.

So also sah er aus.

Ein echter Vampir. Keiner aus dem Kino, der vielleicht noch auf schön geschminkt worden war. Diese ausgemergelte Gestalt jagte ihr Angst ein, auch wenn sie nicht kräftig aussah und sich wankend bewegte.

Aber sie sah die bleichen Zähne, die lang aus dem Oberkiefer wuchsen. Sie sahen aus wie alte, ausgewaschene Holzstücke, die einfach in das Maul hineingedrückt worden waren.

Was den Körper dieser Gestalt umflatterte, war keine normale Kleidung, sondern es waren nur noch schmutzige Lumpen, die an verschiedenen Stellen große Löcher aufwiesen, sodass dort eine schmutzige Haut durchschimmerte. Die Hände besaßen Finger, die an dürre Greifer erinnerten. Amy sah auch, als sie den Lichtstrahl wandern ließ, die langen Fingernägel, die wohl weitergewachsen waren.

Er kam langsam, aber zielstrebig. Es machte ihm auch nichts aus, dass der Lichtkegel wieder sein Gesicht erwischte. Das war künstliches Licht und keines, das von der Sonne stammte.

Ein Vampir will Blut, und in diesem Fall war es ihr Blut, worauf er scharf war.

In den letzten Sekunden hatte sich Amy voll und ganz auf das

Aussehen des Vampirs konzentriert und ihre eigenen Gefühle so unterdrücken können. Das war jetzt nicht mehr möglich, denn wie ein Strom peitschte plötzlich die Angst in ihr hoch, die in ihrem Kopf ein starkes Brausen hinterließ.

Ihr wurde bewusst, in welch einer Lage sie sich befand. Die Gefahr wuchs von Sekunde zu Sekunde, denn jetzt ließ der Vampir mit einer torkelnden Bewegung auch die letzte Stufe hinter sich und geriet in die Griffweite seines Opfers ...

Im Gasthaus war es ruhig, warm und zudem windstill gewesen. Das änderte sich, als wir die schützenden Mauern verließen und uns auf den Weg zur Ruine machten.

Wir mussten durch das Dorf gehen, um sie zu erreichen, wobei der Begriff Dorf eigentlich falsch war für diese Ansammlung von Hütten, die sich in einem überschaubaren Gebiet verteilten. Es gab keine richtige Straße, nicht mal einen normalen Weg, man ging einfach quer durch, und das über einen harten, steinigen Boden, wobei immer mal Grasbüschel hervorschauten.

Die Ruine stand auf ihrem Platz, als wollte sie nie mehr weichen. Sie hatte den Winden und dem Wetter getrotzt, und trotzdem war die ehemalige Burg zusammengefallen, und das wahrscheinlich durch Menschenhand. Was die Natur stehen ließ, bekamen die Menschen leider kaputt.

»Glaubst du noch immer, dass sie es war, John?«

»Justine Cavallo?«

»Wer sonst?«

»Genau, Suko, wer sonst. Ich frage dich weiter. Wer sonst sieht so prägnant aus?«

Er gab mir Recht, stellte aber seine nächste Frage. »Kannst du dir denn einen Grund vorstellen, der sie auf diesen Flecken hier geführt hat? Ich kann es nicht. Ich bezweifle, dass sie sich

verändert hat und sich Orte der absoluten Einsamkeit aussucht. Okay, ich kenne sie nicht genau, aber so etwas widerspricht erheblich ihren anderen Aktivitäten. Deshalb bin ich skeptisch.«

»Ich auch. Trotzdem müssen wir der Sache nachgehen. Außerdem wissen wir nicht, was in dem Kopf dieser blonden Bestie vorgeht. Was alles zu ihrem großen Plan gehört. Ob Mallmann Interesse zeigt oder möglicherweise van Akkeren. Wir müssen mit allem rechnen. Ich könnte mir auch vorstellen, dass sie sich hier einen Stützpunkt einrichtet, um einen Platz zum Rückzug zu haben.«

»Ist auch möglich.« Suko trat einen Stein weg. »Aber ich sehe keine Chance, dass wir sie persönlich finden. Das glaube ich einfach nicht. Wenn, dann hat sie etwas hinterlassen. Jemand, der für sie die Vorbereitungen treffen kann.«

»Auch möglich.«

Wir sahen die Ruine, aber wir sahen auch das Meer, das uns unendlich vorkam. Eine gewaltige Fläche aus Wasser, Gischt und Wogen, bis zum Horizont hinweg, wo das Meer und der Himmel dann ineinander übergingen.

Spuren hatte die Blutsaugerin oder ihr Helfer nicht hinterlassen. Aber wir sahen auch nichts von Amy Carry und hofften nur, sie bei der Ruine zu finden.

Um die noch stehenden Mauern herum wütete der Wind wie ein ärgerlicher Geselle, der sauer darüber war, dass es ihm bisher noch nicht gelungen war, die Reste des Bauwerks zu vernichten. Er heulte und jaulte um das Mauerwerk herum. Dabei entstanden Töne, die sich anhörten, als wären sie von einer alten Flöte produziert worden, deren Löcher nicht mehr in einer bestimmten Reihenfolge standen.

Wolken fegten über den blauen Herbsthimmel. Mal kompakt, dann wieder zerrissen, wie von irgendwelchen wütenden Himmelsgeistern brutal zerfetzt.

Es existierte kein normaler Eingang, durch den wir den

ehemaligen Burghof hätten betreten können. Wir konnten uns die Lücken aussuchen, aber wir hielten uns in der Nähe des Turms, von dem der größte Teil nicht zerstört war.

Es war vieles zusammengebrochen. Es lag auf dem Boden, und im Laufe der langen Jahre hatte sich die Natur auch hier ausbreiten können und die Szenerie verändert. Blanke Felsen gab es nur wenig. Überall wuchsen Gräser, Moose und auch kleine Blumen, die ihre Blätter noch nicht verloren hatten.

Ich stieg über einen Mauerrest hinweg und danach erkletterte ich einen höheren, weil ich mir einen besseren Aussichtspunkt suchen wollte.

Der Turm wäre ideal gewesen, aber ich wollte nicht über das Meer schauen, sondern meine Umgebung kontrollieren, und das war eben nur dieser Burghof.

Ein gutes Versteck?

Nein, nicht für einen Vampir, der am Tag die Dunkelheit suchte. Noch hatten wir keinen Abend und erst recht keine Nacht. Bis zum Einbruch der Dunkelheit würde noch Zeit vergehen, und sie wollte ich nutzen, um einen Schritt weiterzukommen.

Ich sah ihn nicht. Ich sah auch Amy Carry nicht. Suko und ich hielten uns allein auf diesem Gelände auf. Dafür hörte ich die Stimme meines Freundes und sah ihn auch winken. Er bewegte zwei Mal seinen Arm und rief abermals meinen Namen, wobei ihm der Wind den Ruf sofort von den Lippen fetzte.

»Was ist denn?«, schrie ich zurück.

»Ein totes Schaf.«

»Na und?«

»Es wäre besser, wenn du es dir mal ansiehst, John.«

Wenn er so sprach, dann hatte er etwas entdeckt. Ich kletterte von der Mauer - der Sprung nach unten war auf dem unebenen Boden zu riskant - und ging auf Suko zu. Er hatte sich schräg hingestellt und wies mit dem rechten Zeigefinger nach unten.

Mein Freund hatte sich nicht geirrt. Auf dem Boden lag tatsächlich ein totes Schaf. Oder was mal ein Schaf gewesen war, denn man hatte es zerrissen. Der Kopf fehlte. Blut verteilt sich auf dem Fell und bildete dort eine schmierige rostbraune Masse. Direkte Wunden oder herausgerissene Fleischstücke waren nicht zu sehen. Es fehlte eben nur der Kopf, und es fehlte sicherlich auch viel Blut.

»Sag was, John.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Wenn du mich so fragst, dann hat jemand das Schaf getötet, um an dessen Blut zu kommen. Er wird es mit großem Genuss getrunken haben.«

»Also gibt es ihn doch!«

»Klar. Hast du etwas anderes angenommen?« Ich verzog die Mundwinkel. »Die wenigen Menschen hier sind nicht dumm. Sie schützen sich nicht grundlos mit Knoblauchstauden. Nein, nein, die wissen schon Bescheid. Wenn auch nicht alle daran glauben, aber Rose Carry tut es.«

»Weiter.«

»Er ist hier.«

Suko nickte. »Sogar in der Nähe, das spüre ich. Die Ruine ist zwar offen, aber sie bietet trotzdem ein Versteck oder auch Verstecke.«

»Weißt du das genau?«

Suko lächelte wie jemand, der es tatsächlich wusste oder zumindest davon ausging, es zu wissen, denn er bewegte wieder seinen Arm. Diesmal allerdings in eine andere Richtung.

Man musste schon genau hinschauen, um hinter dem kleinen Trümmerhügel den Eingang in der Mauer zu sehen. Dort hatte sich früher möglicherweise eine Tür befunden, die als solche nicht mehr vorhanden war. Dafür aber das Loch.

»Hast du schon hineingeschaut?«, fragte ich.

»Nein!«

»Etwas gespürt?«

»Ich nehme nur was an.«

»Okay, dann sehen wir mal nach, was sich dahinter befindet.«

Ich machte den Anfang und kletterte über den mit wilden Pflanzen bedeckten Steinhügel hinweg, wobei ich Acht geben musste, nicht auszurutschen.

Suko umging ihn. Er war vorsichtig. Seiner Haltung war zu entnehmen, dass er mit allem rechnete, auch mit dem plötzlichen Angriff eines Blutsaugers aus irgendeinem Versteck hervor.

Wir hatten Glück. Es tat sich nichts. Nur das Heulen des Windes war zu hören, als wollte er uns durch diese Geräusche warnen, nicht mehr weiterzugehen.

Auch der Eingang wurde von den wilden Pflanzen zum Teil verdeckt. Einige hatten sich in die Höhe gerankt und an dem Gestein regelrecht festgeklammert. Ich musste die Pflanzen schon zur Seite drücken, um freien Eintritt zu bekommen.

Bisher hatten wir nur den Wind gehört. Das änderte sich, als ich meinen Kopf durch eine Lücke im Hindernis geschoben hatte.

Denn jetzt hörten wir etwas anderes!

Den Schrei einer Frau!

Das war wie bestellt. Das war wie im Kino. Eine Frau schrie und wir befanden uns als Retter nicht weit entfernt. Aber manchmal ist das Leben eben wie Kino, und daran lässt sich nun nichts ändern. In unserem Fall hoffte ich, dass es zu einem guten Ende führen würde.

Ich zwängte mich durch die Pflanzen hinein in das Dunkel. Aus der Tiefe war kein Schrei mehr zu hören, dafür keuchende und auch jammernde Laute, die entstehen, wenn sich ein Mensch in großer Gefahr befindet und nicht mehr ein noch aus weiß.

Ich musste schnell sein, ich musste losrennen, aber es wäre verkehrt gewesen, dies zu tun, denn vor mir war nichts zu sehen, weil die Finsternis einfach alles bedeckt hielt.

Suko reagierte genau richtig. Er hatte die Lampe hervorgeholt. Der schmale Streifen gab genügend Helligkeit, um die alte Treppe zu erkennen, die in die Tiefe führte.

Wieder drang ein Schrei zu mir hoch. Diesmal leiser, aber auch verzweifelter. Für mich gab es keine andere Lösung. Die Frau, die sich dort unten aufhielt, das musste einfach Amy Carry sein, und sie befand sich in Lebensgefahr.

Es war zwar nicht unser Glückstag heute, aber als ich die Stufen der Treppe sah, konnte ich zufrieden sein, denn sie waren so breit gebaut worden, dass man recht sicher darauf laufen konnte, auch in eine unbekannte Tiefe hinein.

Und das tat ich jetzt.

Suko blieb mir auf den Fersen und leuchtete mir den Weg. Der Strahl tanzte auf und nieder, es war wie ein Kugelblitz, der aus dem dunklen Wolkenhimmel geschossen war.

Eine Kehre.

Ich rutschte herum, glitt leider aus, fing mich aber und zog dann meine Beretta.

Wieder überholte mich der Lichtarm, und diesmal erwischte er das Ziel, das wir gesucht hatten. Da Suko nicht mehr weiterlief und sich ruhig verhielt, war es auch für mich möglich, recht gut zu erkennen, was sich da unten am Ende der Treppe abspielte.

Die Frau sah ich erst beim zweiten Hinsehen. Zuerst fiel mir die böse Gestalt auf, die über ihr kniete und sich mit ihr beschäftigte. Es war ein in Lumpen gekleidetes Wesen, das den Kopf schüttelte und seine Arme so bewegte wie zwei Pumpen. Wahrscheinlich drückte er sein Opfer gegen den Boden oder versuchte es zumindest, aber die Frau wehrte sich so gut sie konnte.

Noch schaffte sie das. Leider würden ihre Kräfte erlahmen,

im Gegensatz zu denen des Blutsaugers, der meine Nähe bisher nicht mal gespürt hatte.

An den Bewegungen des Lichtkegels erkannte ich, dass Suko die Treppe herunterkam, und ich bemerkte auch eine zweite Lichtquelle. Es war eine flache Lampe, die neben den beiden Kämpfenden auf dem Boden lag.

Ich hatte eine Hand frei. Es war die linke, und damit griff ich zu. Wie eine Katze, so packte ich die Gestalt im Nacken, die völlig überrascht war.

Ich riss sie hoch, merkte keinen Widerstand und schleuderte das Geschöpf herum. Mitten in der Bewegung ließ ich es los. Es flog zur Seite und wurde von der Felswand aufgehalten, gegen die es mit seinem Gesicht klatschte.

Inzwischen hatte auch Suko den Keller erreicht. Er blieb stehen und strahlte das Wesen an.

»Es ist alles okay«, sagte ich schnell zu der am Boden liegenden Frau, bevor ich mich um den Vampir kümmerte. Bisher hatten wir noch keinen Beweis erhalten, dass es sich um einen Blutsauger handelte, das würde erst eintreffen, wenn er sich gedreht hatte.

Er tat es.

Zugleich warf er seinen Kopf so weit wie möglich zurück und schrie uns mit einer Stimme entgegen, die sich so schrill anhörte, als würde eine Säge mit dem Blatt über rostiges Eisen fahren.

Er war es.

Suko leuchtete sein Gesicht an. Er holte das Maul aus der Dunkelheit hervor, das weit aufgerissen war. Wir sahen in einen Schlund hinein, wir entdeckten keine Zähne, bis auf zwei, die bleich aus dem Oberkiefer wuchsen.

Um das Maul herum verteilten sich noch keine Blutflecken. Ein Zeichen, dass er noch nicht gebissen hatte, und so waren wir als Retter in der Not erschienen.

Ja, wie im Kino!

Aber das hier war echt, und der Blutsauger war ebenfalls echt. Er durfte nicht überleben, ich musste ihn erlösen. Er sah wohl meine Waffe, doch er wusste nicht, welche Ladung sie enthielt und versuchte es mit einem Angriff.

Ich feuerte wie ein Westernheld aus der Hüfte.

Die Kugel fuhr schräg in die Höhe und erwischte seinen Kopf. Sie schlug mitten in sein Gesicht ein. Ein Teil davon zerplatzte. Es fegte etwas Blut wie Regen durch die Luft, und die Gestalt wurde wieder zurück bis zur Wand geschleudert.

Dort brach sie zusammen. Zuckend sackte sie in die Knie. Suko leuchtete sie auch weiterhin an. So schaute er zu, wie das Gesicht allmählich seine Form verlor und als schmierige und auch staubige Masse ineinander sackte.

Das sah ich nicht, denn ich stand bereits bei der Frau, die sich hingesetzt hatte.

»Amy Carry?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Dann wollen wir mal nach oben gehen ...«

Erst in der frischen Luft schaffte es Amy, sich zu erholen, obwohl sie auch weiterhin zitterte, manchmal den Kopf schüttelte und die Augen schloss. Dann schaute sie Suko und mich an, blickte in die Runde und sah aus wie jemand, der sich davon überzeugen wollte, ob das alles wirklich so stimmte, was er sah.

»Es gab ihn, nicht?«, flüsterte sie.

Ich nickte.

Amy schauderte wieder zusammen. »Ich habe es geahnt, und ich habe es auch gewusst. Ich wollte nicht bis nach ganz unten, aber er hatte sich versteckt und mich geholt.« Sie lachte schrill und schüttelte heftig den Kopf, bevor sie mit beiden Händen durch das dichte, halblange und braune Haar strich.

»Es ist ein Wahnsinn. Mir tun alle Knochen weh, aber ich lebe, und das habe ich Ihnen zu verdanken.«

»Na ja, das geht schon in Ordnung«, erwiderte ich etwas verlegen. Dankesbezeugungen hinterließen bei mir immer diese Reaktion. Da fühlte ich mich unwohl.

»Doch, das stimmt alles. Ich weiß auch nicht, wie ich Ihnen danken soll. Es ist...«

Suko wechselte schnell das Thema. »Wir haben bereits mit Ihrer Mutter gesprochen.«

»Und?«

»Sie hat auf uns einen sehr vernünftigen Eindruck gemacht, und sie geht mit offenen Augen durch die Welt. Sie ist wohl nicht borniert und schaut auch hinter die Dinge.«

»Das stimmt. Da haben Sie meine Mutter gut getroffen.« Sie dachte einen Moment nach und schaute uns plötzlich wieder an, als hätte sie uns zum ersten Mal im Leben gesehen.

Dazu passte auch ihre Frage. »Verflixt, ich ...ich ...weiß gar nicht, wer Sie sind. Wie kommen Sie hier nach Coomb Island?«

»Das ist eine etwas längere Geschichte«, erwiderte ich, »aber ich kann sie abkürzen und Ihnen einen Namen sagen. Ernie Slater!«

Sie starrte uns an. »Ernie? Der Ernie, der hier auf der Insel war?«

»Genau der.«

»Nein, das kann ich nicht glauben. Was hat er denn getan, dass Sie ...ich meine, dass Sie ...«

»Wir erfuhren, was hier vorgefallen ist. Oder was man hier entdeckt hat. Deshalb sind wir hergekommen.«

»Woher denn?«

»Aus London.«

Das konnte Amy nicht fassen. Sie schüttelte den Kopf und meinte dann: »Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Da gäbe es einiges zu sagen«, erklärte ich. »Aber jetzt nicht

mehr. Lassen Sie uns zurück zu Ihrer Mutter gehen. Da ist es gemütlicher.«

»Ja, das finde ich auch.«

Wir nahmen Amy Carry, die sich wieder recht gut erholt hatte, in die Mitte und verließen die Ruine. Die junge Frau mit den braunen Haaren und den zahlreichen Sommersprossen auf der Stirn schaute sich nicht einmal mehr um.

Wir hatten unseren Job getan. Es war alles in Ordnung. Der Vampir war erledigt, die Frau gerettet.

Es gab also keine Probleme mehr.

Trotzdem hatte ich ein nicht eben siegessicheres Gefühl, sondern rechnete damit, dass das dicke Ende noch kommen würde ...

Das Gasthaus war bereits in Sichtweite, als die Tür geöffnet wurde und ein breitschultriger Mann nach draußen trat. Er hatte eine dicke Jacke über seine rechte Schulter gehängt und kam mir mit seinen hellgrauen Haaren und dem ebenfalls hellgrauen Bart vor wie ein in die Jahre gekommener Wikinger. Er setzte die flache Mütze auf den Kopf und wollte sich schon abwenden, als er uns sah.

»Wer ist das?«, fragte Suko.

»Mein Vater, Tom Carry.«

»Und?«

»Er hat mir nie geglaubt und hielt mich immer für eine Spinnerin. So kann man sich irren.«

»Hat es denn Sinn, ihm die Wahrheit zu sagen?«

Amy zweifelte daran. »Auch wenn Sie es versuchen, ich denke nicht, dass er es hören will. Er lebt in einem kleinen Kreis von Fischern hier. Die Männer interessiert nur, was sie aus dem Meer holen. Alles andere können Sie vergessen.«

»Sieht so aus, als wollte er weg.«

»Das stimmt auch. Er geht jetzt zu den Booten im kleinen Hafen. Das ist so etwas wie ein Ritual. Er trifft sich dort mit den anderen. Jetzt hat er ausgeschlafen, er sitzt dann mit den Männern zusammen, die die nächste Tour besprechen. Solange sich das Wetter noch hält, laufen sie jede Nacht aus.«

»Dann hätte er noch zu Hause bleiben können«, meinte Suko.

»Ja, das hätte er. Aber mein Vater fühlt sich bei seinen Kollegen wohler. So denken alle Kerle hier. Es ist eben eine andere Gesellschaftsform.«

»Das habe ich auch inzwischen festgestellt«, sagte ich und schaute zu den beiden Windrädern hoch, deren Flügel sich träge drehten. »Zum Glück haben sie schon Strom.«

Amy musste lachen. »Das ist auch die einzige Errungenschaft«, erklärte sie. »Ansonsten sind wir hier am A ... der Welt. Was glauben Sie, weshalb ich mir einen Job auf dem Festland gesucht habe? Ich werde nie mehr zurückkehren. Nur als Besucherin.«

»Gibt es überhaupt noch jüngere Leute hier?«, fragte ich.

»So gut wie nicht. Wer kann, der verschwindet, und das sind nicht wenige gewesen.«

Wir waren mittlerweile so nahe an Tom Carry herangekommen, dass wir uns mit ihm unterhalten konnten, ohne schreien zu müssen. Die Sommersprossen hatte Amy von ihm geerbt, denn sein Gesicht war damit übersät. Er hatte graue Augen, aus denen wir misstrauisch gemustert wurden.

»Sie also sind die beiden Männer aus London.«

»Ja, Mr. Carry«, sagte ich.

»Und wie heißen Sie?«

Er hörte unsere Namen, zeigte jedoch keine Reaktion. Dann wandte er sich an seine Tochter.

»Mutter hat sich Sorgen gemacht.«

»Ich weiß, aber jetzt bin ich hier.«

Um uns kümmerte sich Tom Carry nicht. Für ihn war Amy wichtiger. Er schaute sie leicht misstrauisch an. »Mit dir

stimmt doch was nicht, Mädchen?«

»Wieso?« Amy trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Das sehe ich dir an.«

»Ja, Dad, ja. Das siehst du mir an!«, brach es aus ihr hervor.
»Aber jetzt ist alles in Ordnung, und ich werde dir nicht erzählen, was passiert ist. Du würdest mir ja sowieso nicht glauben. Ich sage dir nur, dass ich Recht hatte.«

»Mit dieser Gestalt?«

»Genau.«

»Und was ist jetzt mit ihr?«

»Wir mussten sie erlösen«, erklärte ich.

»Wieso erlösen?«

Ich kam zu keiner Antwort mehr, denn Amy griff ein. »Lassen Sie es, John, er wird Ihnen nicht glauben.«

Tom Carry schaute noch kurz von einem zum anderen, dann hob er die Schultern und ging davon.

»Ist Ihr Vater immer so?«, fragte ich.

Amy schaute ihm aus geröteten Augen wütend nach. »Ja, ich kenne ihn nicht anders. Ich mache ihm nicht mal einen Vorwurf. Wer auf dieser Insel lebt, der kann gar nicht anders sein. Der kriegt irgendwann einen Koller, und damit ist auch die Verbindung zur normalen Welt gerissen, finde ich.«

»Sie sind die Erfahrene.«

»Genau.«

In der offenen Tür erschien Rose Carry. Mutter und Tochter schauten sich an, und Rose spürte genau, was ihre Tochter jetzt brauchte. Sie fiel ihr in die Arme, und beide weinten plötzlich, als wüssten sie genau Bescheid, was passiert war.

Suko und ich kamen uns hier draußen ziemlich deplatziert vor und betraten wieder das Gasthaus. Wir ließen uns an dem gleichen Tisch nieder, den wir schon kannten. Es roch nach Kaffee, aber auch nach Essen. Auf dem Nebentisch sah ich einen leeren Teller. Dort musste Tom Carry sein Essen eingenommen haben.

Suko, der seine Ellenbogen auf die Knie gestemmt und sein Kinn gegen die Fäuste gedrückt hatte, schaute mich an und fragte mit leiser Stimme: »Was machen wir jetzt?«

»Schlag was vor.«

»Unser Job ist ja erledigt.«

»Hm...«

»Eigentlich ...«

»Aha.«

»Was soll das?«

»Du denkst auch, was ich denke.«

»Kann sein«, erwiderte ich. Mein Blick fiel zur Tür. Dort ließen sich die beiden Frauen blicken. Sie hatten sich eingehakt. Amys Augen waren etwas gerötet.

Rose kam auf uns zu. Sie atmete heftiger als gewöhnlich. »Amy hat mir alles berichtet«, flüsterte sie, »meine Güte, das ist ja schrecklich gewesen. Das arme Kind in den Klauen einer Gestalt, die es gar nicht geben darf. Oder was meinen Sie?«

»Stimmt, Rose, aber solche Wesen existieren.«

Sie lächelte schief. »Ja, ja, ich weiß. Ich selbst habe ja die Knoblauchstauden aufgehängt. Da es den Vampir jetzt nicht mehr gibt, kann ich sie ja wegnehmen.«

»Lassen Sie sie hängen«, riet ihr Suko.

Rose Carry schaute überrascht. »Warum sollte ich das? Die Gefahr ist doch vorbei - oder?«

»Das wissen wir noch nicht genau.« Ich war ehrlich. »Es kann durchaus sein, dass da etwas nachkommt.«

Sie ging zurück und musste sich setzen. »Noch ein Vampir?«, hauchte sie.

»Wir wollen es nicht hoffen«, schwächte ich ab. »Aber wir müssen sicher sein.«

Die Frau nickte vor sich hin. »Ja, ja, wenn Sie das sagen, wird das wohl stimmen. Ich halte mich am besten davon fern. Mit so etwas möchte ich nichts zu tun haben.«

»Das können wir verstehen, aber ich hätte da noch eine

andere Frage. Es riecht hier nach Essen und nicht mehr nach Knoblauch. Hätten Sie vielleicht etwas übrig?«

»Ja, ja.« Sie stand hastig auf. »Aber dann müssen Sie das nehmen, was mein Mann gegessen hat.«

»Gern.«

»Das sind Eier und Brot.«

»Einverstanden.«

Auch Suko nickte, und Rose Carry war irgendwie froh, dass sie eine Aufgabe hatte. Sie ging in die Küche, um sich um die Spiegeleier zu kümmern.

Suko und ich blieben allein in der Gaststube zurück, und mein Freund grinste, als er mich anschautete.

»Ist was?«

»Ja, Alter. Du scheinst dich ja hier häuslich einrichten zu wollen. So sehe ich das.«

Ich zuckte die Achseln. »Häuslich ist leicht übertrieben, aber die nächste Nacht möchte ich schon hier verbringen.«

»Justine?«

»Genau sie ...«

Sie waren gefangen in einem stählernen Sarg!

Niemand kümmerte sich um sie. Niemand dachte daran, in die Tiefe auf den Meeresgrund zu tauchen, und so waren sie all die langen Jahre vergessen worden.

Ein Sarg aus Stahl. Einer, der sich unter Wasser hatte bewegen können, ein Schiff, das tauchte und auf den Namen U-Boot hörte. Irgendwann vor mehr als 50 Jahren war es untergegangen und hatte seine Last mit in die Tiefe genommen. Torpedos, Waffen - und Menschen!

Niemand hatte je eine Chance erhalten, dem stählernen Sarg zu entkommen. Niemand hatte das U-Boot vermisst, denn offiziell gab es dieses Boot nicht, und von seinen Insassen

wollte auch niemand etwas wissen. Und so waren die Jahre darüber hingeschwemmt wie die Wellen der Nordsee, auf dessen Grund es lag.

Aber der Tod kann auch warten. Besonders dann, wenn er schon auf eine bestimmte Art und Weise zugeschlagen hat. So war es auch mit den Männern, die auf dem Boot während des Zweiten Weltkriegs Dienst geschoben hatten.

Sie waren tot, aber es gab sie noch, und sie existierten auf ihre Art und Weise.

Warten hatten sie gelernt, weil sie wussten, dass irgendwann mal die Stunde der Befreiung kommen würde. Und dann würden sie sich wieder in der inzwischen veränderten Welt zurückmelden.

Sie lagen in einem besonderen Schlaf. Sie spürten nicht; was außerhalb des Boots vor sich ging. Sie sahen nicht die Fische, die neugierig näher schwammen, sie hörten nicht die Wellen, sie nahmen nicht das leichte Schaukeln des Bootes wahr, aber sie merkten, dass ihre Zeit des Schlafes allmählich dem Ende entgegenging.

Es erreichte sie eine Botschaft.

Wer dahinter steckte, wussten sie nicht, aber diese Botschaft drang von der Ferne her in ihre leblosen Hirne hinein und sie bedeutete Blut, frisches Blut.

Der Kapitän vernahm sie zuerst.

Leichte Stiche erwischten seinen Kopf. Sie sprangen vor, sie peinigten ihn, und sie rissen ihn aus der Lethargie.

Er lag als Einziger in seiner Koje. Jahrelang auf dem Rücken, ohne sich bewegt zu haben.

Doch die Zeit war vorbei, denn die Botschaft konnte er nicht überhören. Sie war so stark, dass sie seine Mattheit überwand und er die Augen öffnete.

Er sah und sah trotzdem nichts. Er war eingeklemmt in einen Panzer. Es war eine alte Uniform, die in all den Jahren stark gelitten hatte und wie feuchtes Papier an ihm klebte.

Mit offenen Augen blieb er liegen, während die Botschaft weiterhin durch seinen Kopf eilte.

»Die Zeit ist reif. Wir holen euch. Wir sind bald da. Euer Schlaf hat ein Ende ...«

Die Gestalt gab keine Antwort, doch sie wusste sehr gut, was sie zu tun hatte.

Sie rollte sich schwerfällig zur Seite und fiel über den Rand der Koje hinweg. Der Fall nach unten war nicht aufzuhalten, und so prallte sie auf den harten Metallboden.

Dort blieb sie liegen. Sie hatte sich nichts getan, aber sie merkte, dass sie auch nicht liegen bleiben durfte. Es war jetzt wichtig, etwas anderes zu tun.

Die Botschaft erreichte sie nicht mehr, aber etwas anderes hatte sich in ihr festgesetzt. Es war etwas, das sie auch von früher her kannte. Aus der Zeit vor dem Schlaf.

Die Gestalt richtete sich auf. Sie stand auf - und stieß mit dem Kopf gegen die Decke. Ein hohl klingender Laut rollte durch das U-Boot. Für einen Moment blieb die Gestalt stehen. Sie machte den Eindruck, als müsste sie über etwas nachdenken.

Dann hatte sie einen Entschluss gefasst, hob beide Arme, damit die Hände die Decke erreichen konnte, und dann drückte sie gegen eine bestimmte Stelle.

Sie hörte das Kratzen und Schaben. Wenig später bewegte sich etwas über ihrem Kopf. Es bedurfte noch einer gewissen Anstrengung, dann hatte sie das Hindernis in die Höhe geschoben.

Es war der Deckel einer kreisrunden Öffnung gewesen, durch die auch der Körper passte.

Die Gestalt sah aus wie ein Mensch, auch wenn sie in Wirklichkeit etwas anderes war. Nur durch die Kraft der Finger zog sie sich in die Höhe, durchstieß auch mit dem Kopf die Öffnung, danach mit dem Körper und blieb zunächst in dieser Haltung, wobei sie die Hände gegen den Rand der Luke gestemmt hatte.

Sie drehte den Kopf.

Um sie herum war es stockdunkel. Das gesunkene U-Boot schien in schwarzer Tinte zu liegen. Es gab keinen Lichtstrahl, keinen hellen Flecken in der Umgebung.

Und doch reagierte die erwachte Gestalt so, als wäre jemand da, der sie beobachtete.

Mit einer zuckenden Bewegung zerrte sie die ausgefransten Lippen zur Seite. Sie fletschte die Zähne, denn es waren besondere Zähne. Zumaldest zwei davon.

Lang und spitz ...

Die Zähne eines Vampirs, der nicht nur erwacht war, sondern schon jetzt den wahnsinnigen Durst nach Blut verspürte, um so zu werden, wie er einmal gewesen war.

Mehr als 50 Jahre waren vergangen, fast 60.

Für einen Menschen eine lange Zeit. Nicht aber für einen Wiedergänger, denn sein neues Leben stand dicht bevor, wie auch das der anderen ...

Drei Spiegeleier für jeden von uns. Dazu Speck, ein kräftiges Brot und ein gutes Bier, das hatte Suko und mir sehr gemundet. Von Rose und Amy waren wir in Ruhe gelassen worden. Die beiden Frauen hatten sich zurückgezogen. Von Rose wussten wir, dass sich Amy umziehen und frisch machen wollte, um anschließend zu uns zu kommen, denn es gab zwischen uns noch einiges zu bereiten.

Als ich den Teller zur Seite geschoben und auch noch einen kräftigen Schluck Bier genommen hatte, stand ich auf, ging zur Tür, öffnete sie und schaute nach draußen.

Der Tag war noch nicht vorbei, aber der Himmel war bereits damit beschäftigt, das graue Tuch der Dämmerung überzustreifen. Die breiten Schatten schllichen sich von Westen her immer näher und hatten auch schon die Insel erreicht.

Die Luft war nicht mehr so hell. Sie wirkte jetzt wie graues Glas, aber man benötigte noch kein Licht, um etwa im Freien Zeitung lesen zu können.

Ich hatte damit gerechnet, dass der Wind auffrischen würde, doch da irrte ich mich. Es war nicht windstill geworden, doch für diese Insel sehr ungewöhnlich.

Da keine weiteren Laute zu hören waren, hatte sich eine gewisse Ruhe über dem kleinen Eiland ausgebreitet, wobei ich das Rauschen der Brandung schon gar nicht mehr hörte, weil ich mich mittlerweile daran gewöhnt hatte.

Ich schloss die Tür wieder und ging zu meinem Platz zurück. Suko hatte seinen Teller auch geleert und sprach mich an, als ich mich niederließ.

»Du bist so unruhig, John.«

Ich lächelte schief. »Stimmt.«

»Wie sieht es draußen aus?«

»Es ist alles normal. Die Dämmerung schleicht sich heran, bald wird es finster werden, also der genaue Ablauf. Es ist nichts, das uns misstrauisch machen könnte.«

»Trotzdem willst du bleiben.«

»Ja.«

»Kannst du mir jetzt den Grund nennen?«

»Mein Gefühl.«

»Nicht die Cavallo?«

»Das kommt auch hinzu.«

Suko räusperte sich kurz, bevor er sagte: »Ich stelle mir immer wieder die Frage, was eine Justine Cavallo hier auf der Insel zu suchen hat. Gottverlassen, na ja, der Gott ist Gift für sie, aber was gibt es hier für sie zu tun?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wir hätten den Vampir unten im Keller in die Mangel nehmen sollen«, sagte Suko, wobei in seiner Stimme ein leichter Vorwurf mitschwang.

»Hast du ihn dir angesehen?«

»Nicht wirklich.«

Ich bewegte den Kopf von rechts nach links. »So wie der ausgesehen hat, wäre er nicht in der Lage gewesen, uns etwas zu sagen. Der war leer, der war tot, der war kaputt. Da war einfach nichts zu machen.«

Ich hatte Suko nicht überzeugen können. »Es war trotzdem übereilt, meine ich.«

»Okay, mag sein. Ist aber nicht zu ändern. Ich hätte auch anders reagieren können. Ein großer Fehler war es trotzdem nicht. Es ist auch nicht viel passiert«, flüsterte ich ihm zu. »Wir wissen von Ernies Verdacht, deshalb haben wir den Trip ja auch gemacht. Der Verdacht hat sich bestätigt. Der Vampir ist erledigt, ohne dass er es geschafft hat, sich mit Blut zu füllen. Jetzt müssen wir weitersehen.«

»Die Ruine ist ein gutes Versteck, John.«

Ich begriff sehr schnell. »Meinst du, dass wir dort noch andere finden könnten?«

»Ich schließe es nicht aus.«

»Willst du hin?«

»Nein, ich habe auch nur laut gedacht. Wenn etwas passiert, dann hier auf der Insel, und auch in der Nacht. Da bin ich schon froh, dass wir hier bleiben.«

»Sie wäre ideal.«

»Genau, denn die Männer sind weg. Wir können die beiden Frauen gleich fragen, wer sich noch auf Coomb Island aufhält. Da sind wir beide als Männer, dann werden es Frauen sein, vielleicht einige wenige Kinder, und das ist es schon gewesen.«

»Womit die andere Seite leichtes Spiel hätte.«

»Auch das stimmt.«

Ich lehnte mich zurück und trank wieder einen Schluck Bier. Es dauerte seine Zeit, bis ein so großer Krug leer war. Als ich ihn abstellte, schwappte noch immer Flüssigkeit darin. »Gesetzt den Fall, wir haben es mit Justine zu tun. Was kann sie auf dieser Insel vorhaben?«

»Frage lieber, was sie überhaupt vorhat, John.«

»Keine Ahnung.«

»Aber ich habe mir meine Gedanken gemacht. Sie könnte sich einen Stützpunkt einrichten. Sozusagen einen Vorposten in der Einsamkeit. Hier hat sie ideale Bedingungen. Wenn sie einen der Bewohner zum Blutsauger macht, dann dauert es nicht lange, und der Keim hat alle erfasst, die hier leben.«

»Das ist nicht schlecht gedacht.«

»Danke.«

Ich winkte ab. »Aber jetzt ist ihr Vorposten erledigt, und sie muss wieder von vorn beginnen.«

»Ha, ist das ein Problem für sie? Zwar etwas ärgerlich, aber mehr auch nicht.«

Ich zwinkerte ihm zu. »Nein, nein, so leicht ist das nicht. Justine wird sich fragen, wer ihn erledigt hat, und dann wird sie verdammt misstrauisch werden und einiges addieren. Es kann sein, dass sie dann auf uns verfällt.«

»Wäre mir sogar lieb.«

Suko wollte, ebenso wie ich, dass diese blutgierige blonde Bestie so schnell wie möglich vernichtet wurde, aber es war verflucht schwer, denn sie konnte sich nicht nur auf ihre eigene immense Stärke besinnen, sie besaß in Dracula II auch eine verdammt gute Rückendeckung, das durften wir auch nicht außer Acht lassen.

»Sie hat was anderes vor«, sagte ich bestimmt.

»Hört sich ja gut an.«

»Hast du dir diesen Blutsauger mal angeschaut?«

»Die Frage kenne ich doch.«

»Ich habe sie bewusst gestellt. Ich werde dir auch die Antwort geben.

Weißt du, woher er stammt? Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber ich gehe davon aus, dass sie ihn aus der Vampirwelt mit rübergeschleppt hat.«

»Sehr gut. Aber welchen Grund hätte sie dafür haben sollen?«

»Als Ablenkung. Sie lässt ihn hier auf der Insel wirken und lenkt von dem eigentlichen Vorhaben ab.«

»Bist du Hellseher?«

Ich schob meinen Stuhl zurück. »Leider nein, aber ich kann mir denken, dass es so laufen wird oder schon gelaufen ist. Der wahre Plan ist ein ganz anderer, und es kann sein, dass sie ihn in der kommenden Nacht durchziehen wird.«

»Dann sind wir ja gewappnet.«

Suko hatte keine Einwände, aber so sicher war ich mir auch nicht. Ich setzte darauf, dass Amy Carry uns vielleicht weiterhelfen konnte.

Zuerst erschien Rose. Auch sie hatte sich umgezogen. Sie trug einen schwarzen langen Rock und einen hellen Pullover. Die Haare waren ordentlich gekämmt, wurden mit zwei Spangen zusammengehalten, und auf den Wangen schimmerte ein Hauch von Make-up.

»Hat es Ihnen denn geschmeckt?«

»Es war einmalig«, lobten wir.

Rose bekam einen roten Kopf. »Jetzt hören Sie mal mit den Übertreibungen auf. Es ist schließlich keine Kunst, ein paar Spiegeleier zu braten.«

»Würde ich nicht schaffen«, sagte Suko. »Zumindest nicht mit dem Geschmack.«

Rose räumte die Teller weg und brachte sie zur Theke. »Alles nur Routine.«

Ich hatte eine Frage und drehte mich auf dem Stuhl. »Erwarten Sie eigentlich Gäste, Mrs. Carry?«

Rose schaltete noch zwei weitere Lampen im Raum ein, und so wurde es auch über der Theke hell. Sie stützte sich auf und sprach zu uns herüber.

»Haben Sie sich entschlossen, über Nacht zu bleiben? Wenn nicht, dann wird es Zeit für eine Rückfahrt. In der Dunkelheit...«

»Gibt es Zimmer bei Ihnen?« erkundigte ich mich.

»Ja, wir haben zwei Räume, die kann ich Ihnen anbieten.«

»Das wäre nett.«

Auf ihrem Gesicht zeichnete sich die Erleichterung ab. »Dann wollen Sie also bleiben. Das finde ich gut. Ich...ich ...habe schon mit meiner Tochter darüber gesprochen. Wären Sie nicht von allein darauf gekommen, dann hätte ich Sie gefragt, denn wenn Sie in unserer Nähe sind, fühlen wir uns einfach sicher.«

»Dann ist alles klar«, sagte ich. »Wo steckt eigentlich Ihre Tochter?«

»Sie kommt gleich. Sie brauchte ein Bad oder eine Dusche.«

»Wunderbar, dann können wir ja ...«

Den Satz brauchte ich nicht zu Ende zu sprechen, denn im Hintergrund der Gaststube erschien Amy Carry. Auch sie hatte sich umgezogen. Sie trug jetzt einen brombeerfarbenen dicken Pullover zur schwarzen Hose, deren Stoff samtig schimmerte. Das Unterteil saß recht eng, sodass ihre Figur gut zur Geltung kam.

Sie hatte leichte Schminke aufgelegt, die ihr Gesicht noch etwas jünger machte, aber den ängstlichen Blick konnte auch sie nicht verdecken. Sie ging auch nicht normal, sondern mit etwas zögerlichen Bewegungen.

»Setzen Sie sich doch«, bot ich ihr an.

»Danke.« Amy nahm Platz. Die Röte in ihrem Gesicht stammte nicht nur vom Make-up. Unsere Nähe schien sie etwas verlegen zu machen. Und sie fing auch sofort an zu sprechen. »Im Bad habe ich mir noch mal alles durch den Kopf gehen lassen. Ich ...ich ...«, sie senkte den Kopf. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin. Dass ich hier sitze, das verdanke ich Ihnen und ...«

»Bitte«, sagte ich schärfer als gewollt, »das Thema ist erledigt, Amy. Wir sollten uns ab jetzt um andere Dinge kümmern.«

Amy schaute von einem zum anderen. »Aber um welche

denn?«, fragte sie leise.

»Es geht um Sie!«

»Bitte?«

»Ja«, bestätigte Suko. »Und zwar um das, was Sie gesehen haben, Amy. Oder was Ihnen Ernie Slater erzählt hat.«

»Das wissen Sie doch schon. Er hat diesen ...«, sie wagte kaum, das Wort auszusprechen, »diesen Vampir gesehen. Nur ich habe ihm geglaubt, andere leider nicht und ...«

»Den vergessen wir«, sagte Suko. »Uns geht es mehr um diese blonde Frau.«

Amy Carry schloss für einen Moment die Augen. Dabei nickte sie und flüsterte: »Das habe ich mir gedacht, aber ich kenne sie gar nicht. Ich habe sie ... ja ... ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sie ist wohl so etwas wie ein Phantom gewesen. War blitzschnell da und ebenso schnell wieder verschwunden.«

»Können Sie sich denn vorstellen, wie diese Person auf die Insel gekommen ist?«, wollte ich wissen.

»Nein und ja. Es gibt zwar keine Fähre, aber vom Festland kann man jemanden mieten, der zur Insel fährt. Ob sie das getan hat, weiß ich nicht, denn es gibt auch noch einen anderen Weg. Sie können selbst mit einem Boot die Insel anfahren und auch wieder verschwinden.«

»Dann hätte unten im Hafen ein fremdes Boot liegen müssen.«

»Nein, Mr. Sinclair, nicht unbedingt. Bei ruhigem Seegang gibt es einige Stellen am Ufer, an denen sie anlegen können. Das hat sie vielleicht getan.«

»Gute Idee.« Ich schaute Suko an. »Was meinst du dazu?«

»Einverstanden. Auch ich kann mir gut vorstellen, dass es auf diese Art und Weise gelaufen ist.«

Amy konnte ihre Frage nicht länger zurückhalten. »Rechnen Sie denn damit, dass sie wiederkommt?«

»Bestimmt.«

Amy wurde blass. Sie schaute zu ihrer Mutter hin, die hinter

der Theke stand und zugehört hatte. »Das wäre ja furchtbar. Die Frau ist doch gefährlich - oder?«

Da sie uns wieder anschaute, gab Suko die Antwort. »Ja, sie ist gefährlich.«

»Auch ein Vampir?«

»Leider ja.«

Amy krampfte ihre Hände zusammen und holte scharf Luft. Eine Antwort gab sie nicht. Nur ihre Nervosität nahm zu, und das merkten wir am Flattern ihrer Augendeckel.

»Was können wir denn tun? Von der Insel fliehen?«

»Wäre am besten«, sagte ich. »Nur ist eine Evakuierung nicht so leicht durchzuführen, glaube ich. Ihre Mutter weiß bereits Bescheid, und Ihnen werde ich es auch noch sagen. Wir werden in der folgenden Nacht auf der Insel bleiben und wohl auch kaum schlafen. Da können Sie ganz beruhigt sein, Amy. Und wenn es sein muss, bleiben wir auch noch einige Tage hier. Ihre Mutter hat uns liebenswürdigerweise zwei leer stehende Zimmer angeboten, die wir gern annehmen.«

Amy war erleichtert. Ich spürte den leichten Druck, als sie mir eine Hand auf den Arm legte. »Das finde ich toll, Mr. Sinclair. Da kann ich beruhigt sein.« »Lassen Sie das förmliche Mister weg. Ich bin John, mein Freund heißt Suko.«

»Danke.«

»Aber es muss weitergehen. Wir können hier nicht so einfach herumsitzen und abwarten. Wir müssen gewisse Dinge selbst in die Hände nehmen.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Uns auf die Suche begeben. Versuchen, die Zeichen so früh wie möglich zu entdecken.«

Amy hob verunsichert die Schultern. »Das versteh ich nicht so recht, ehrlich.«

»Es ist ganz einfach. Mein Freund Suko und ich werden uns trennen. Ich werde mich unten im Hafen umschauen, und mir eventuell ein Boot leihen, um die Insel zu umrunden, während

Suko hier oben bei ihnen bleibt und Sie beschützt.«

»He, he, das ist...«

Ich wusste, dass Sukos Protest kommen würde, aber ich winkte ab. »Es ist wirklich besser, wenn wir getrennt marschieren, um gemeinsam zuschlagen zu können.«

Er breitete die Arme aus. »Nun ja, wenn du davon überzeugt bist, ich tue dir den Gefallen.«

»Danke. Du hast was gut.«

»Ja, zwei Riegel Schokolade, wie?«

»Aber nur mit Reis gefüllt.«

Amy wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Ihre Mutter hatte sich zurückgezogen, und sie schaute Suko an, wobei es ihr schwer fiel zu lächeln.

»Meinen Sie denn, dass wir zurechtkommen?«

»Aber sicher.«

»In der Ruine, das war ja toll.«

»Danke.«

Ich tippte Amy auf die Schulter, und sie drehte sich zu mir um. »Sagen Sie mir bitte, wie es unten im Hafen aussieht. Sind die Fischer schon ausgelaufen?«

Amy überlegte. »Ich nehme an, dass sie dabei sind. Sie wollten wegen des guten Wetters eigentlich die Nacht über auf dem Meer bleiben. Hier oben muss man täglich mit dem Wintereinbruch rechnen. Zumaldest mit kräftigen Stürmen und entsprechend viel Regen.«

»Danke, das wollte ich wissen. Und ein freies Boot wird es für mich dort unten auch geben?«

»Ja, das denke ich.«

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Wunderbar. Dann kann ja nichts schief gehen.«

»Moment mal«, sagte Suko. »Eine kleine Frage noch. Wann kannst du wieder zurück sein?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Aber nicht die ganze Nacht - oder?«

»Das hoffe ich nicht.«

»Okay, dann mach's gut.«

Ich nickte den Zurückbleibenden noch zu und ging. Dabei hatte ich das Gefühl, in mein eigenes Unglück zu laufen...

Dean Pollack hatte die Frau nicht auf die Brücke kommen hören, deshalb schrak er zusammen, als er ihre seidenweiche Stimme hinter sich vernahm.

»Ist alles in Ordnung, Dean?«

»Ja, ja.«

Sie trat näher an den Kapitän des Schiffes heran. Er sah es nicht, er sah sie auch nicht vorn in der breiten Scheibe als schwaches Spiegelbild, er nahm nur den außergewöhnlichen Geruch wahr, der von ihr ausging. Pollack hatte schon mehrmals versucht, ihn zu identifizieren, es war ihm jedoch nie so recht gelungen. Etwas Undefinierbares vereinigte sich da mit einem Parfümduft, dessen Wirkung für ihn auch neu war.

Die Frau mit den blonden Haaren war sexy, sehr sexy sogar. Sie hatte sich ihm und der Besatzung als Justine vorgestellt, und sie hatte dabei mit Scheinen gewinkt, sodass die Männer ins Schlucken gekommen waren. Sie hätten auch so geschluckt, denn das Aussehen der Frau war einfach perfekt, und es gab keinen Mann an Bord, der sich bei einer derartigen Frau abgewandt hätte.

In diesem Fall schon. Die vier Männer spürten, dass mit ihr etwas nicht normal war. Von ihr strahlte eine Kälte ab, die sie einfach zurückhaltend werden ließ. Man konnte es nicht fassen. Man wünschte sich diese Person im Bett und gleichzeitig weit weg. Diese Person war so etwas wie ein Pin-up, aber keines zum direkten Anfassen. Die hängte man sich in den Spind, um sie betrachten zu können.

Sie war die Chef. Sie zahlte, und sie zahlte nicht schlecht.

Deshalb war Dean Pollack auf ihr Angebot eingegangen und hatte sich von ihr chartern lassen.

Er verfügte über ein Bergungsboot. Ihn und seine Mannschaft rief an, wenn es galt, etwas vom Meeresgrund zu heben, das nicht in zu großer Tiefe lag und auch nicht zu schwer war. Sein Kahn war nicht unbedingt groß, aber er war gut ausgerüstet und reichte für bestimmte Aufgaben völlig aus. Echolot, Radar, die Bergungsmaschinen, die Kräne, die Tauchglocken, das alles war vorhanden, und es gab auch die entsprechenden Scheinwerfer, um in der Dunkelheit arbeiten zu können.

Pollack und seine Mannschaft wussten nicht, was sie heben sollten. Die Cavallo hatte ihnen nur erklärt, dass es sich nicht um einen Schatz handelte, auch um nichts Ungesetzliches, sondern um etwas, das für sie persönlich interessant war und an einer bestimmten Stelle vor der schottischen Küste lag.

Noch bei Tageslicht hatten sie den Hafen von Thurso verlassen und waren nach Westen geschippert, dem Untergang der Sonne und dem Anbruch des Tages entgegen.

Pollack wusste ungefähr die Stelle, wo die Bergung stattfinden sollte, und er wäre nicht ausgelaufen, wenn das Wetter nicht mitgespielt hätte. Das stand in diesem Fall auf ihrer Seite, denn das Meer zeigte sich ruhig, an einen Sturm war nicht zu denken, und es herrschte noch normaler Seegang. Das würde sich in einigen Tagen ändern, wenn man den Wetterleuten Glauben schenken sollte.

Justine Cavallo verließ die Brücke nicht. Sie blieb bei Pollack, der nichts sagte und sich dabei nur auf seine Instrumente konzentrierte, aber auch die See beobachtete und so schon zwanghaft den Blickkontakt mit der Blonden vermied.

Justine lächelte darüber. Sie spürte sehr genau, wie nervös Pollack durch ihre Anwesenheit geworden war, aber sie sprach ihn nicht darauf an, sondern schaute auch über den Bug des Schiffes hinweg auf die wogende Fläche, deren Wellen ein immer neues Muster schufen, das jedoch im Prinzip gleich war.

Der letzte Streifen Tageslicht zeigte sich weit im Westen und hatte noch einen rötlichen Schimmer erhalten.

»Wir haben Glück, nicht wahr?«

Pollack hörte die Frage und schreckte aus seinen Gedanken hoch. »Ja, das haben wir.«

»Wie weit noch?«

»Wenn es stimmt, was Sie mir gesagt haben, dann sind es nur wenige Seemeilen. Vielleicht fünf oder sechs.«

»Das ist gut.« Justine nickte und lächelte. »Sie kennen sicherlich die Stelle, Dean - oder?«

»Ja.«

»Wie weit ist sie vom Land entfernt?«

Der Kapitän hob die Schultern. »Das ist unterschiedlich. Nicht weit entfernt im Süden liegt eine Insel. Coomb Island.« Er schaute kurz gegen ihr Profil. »Kennen Sie die?«

»Nein.« Sie lächelte. »Nur gehört habe ich von ihr. Oder etwas darüber gelesen.«

»So etwas wie sie muss man auch nicht kennen. Da finden Sie das Ende der Welt.«

Justine Cavallo nickte. Sie sagte natürlich nicht, dass sie die Insel gut kannte und schon gewisse Vorbereitungen getroffen hatte. Aber das Wichtigste lag noch vor ihr, und sie hoffte stark, in Pollack und seiner Besatzung die idealen Helfer gefunden zu haben.

Das Bergungsschiff kämpfte sich durch die Wellen. Mal wurde es nach vorn gedrückt, dann wieder angehoben, mal spritzte Gischt über den Bug hinweg und verteilte sich auf dem Deck, aber es war trotzdem ein recht ruhiges Fahren, denn hier oben waren die Leute anderen Seegang gewohnt.

Auch Pollack blieb ruhig. Zumindest äußerlich war dem großen Mann mit dem dunklen Bart nichts anzusehen, doch im Innern stand sein Gefühlsleben auf Sturm. Er hätte die Person neben sich von der Brücke schicken können, doch das traute er sich nicht. Nicht weil sie alles bezahlt hatte, es war etwas

anderes, das ihn davor warnte, mit ihr barsch umzugehen. Er war nie ein besonders sensibler Mensch gewesen, doch hier merkte er sehr deutlich, dass etwas nicht stimmte. Diese Justine Cavallo verhielt sich anders als die Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte. Sie tat nichts, und gerade das machte ihn nervös. Sie schien alles unter Kontrolle zu haben und war die eigentliche Chefin auf dem Bergungsboot. Auch hatte sie nicht gesagt, was sie bergen sollten.

Das hatte ihn geärgert, doch die gezahlte Summe hatte einiges wieder wettgemacht. Nun aber wollte er wissen, was auf dem Meeresgrund lag und von ihm und seinen Männern an die Oberfläche geholt werden sollte.

»Sie sollten sich jetzt mal äußern«, sagte er nach einem tiefen Atemzug, »was da gehoben werden soll.«

»Auf diese Bemerkung habe ich gewartet.«

»Dann warte ich auf die Antwort.«

Damit ließ sich die Cavallo Zeit. Sie lächelte noch, schleuderte ihre Haare zurück und strich mit den Händen über das weiche Leder ihrer Kleidung. »Auch wenn Sie jetzt enttäuscht sind, Dean, aber Sie und Ihre Männer brauchen nichts vom Meeresgrund zu heben.«

Der Kapitän war so überrascht, dass er sich fast verschluckte. »Moment mal, was haben Sie da gesagt? Wir brauchen nichts vom Grund zu heben? Habe ich Sie richtig verstanden?«

»Das haben Sie!«

»Aber verdammt noch mal, warum denn nicht?«

»Sie sollen Ihre Männer zum Meeresgrund schicken. Dort liegt etwas, das es zu öffnen gilt. Das ist alles. Nicht mehr und nicht weniger.«

Pollack konnte sich auch jetzt nicht vorstellen, was sie damit gemeint hatte. Leicht lachend fragte er: »Denken Sie dabei vielleicht an eine Schatzkiste? So etwas gibt es ja. Es sind viele Schiffe früher gesunken, die wertvolle Ladungen an Bord gehabt haben. Und Gold und Juwelen vergammeln nicht.«

»Das stimmt schon, Dean. Auch wenn ich Sie enttäuschen muss, es ist kein Schatz, um den es mir geht.«

»Was ist es dann?«

»Ein U-Boot!«

»Bitte?«

»Ja, ein Unterseeboot. Ein Kleinst-U-Boot, das hier vor Jahrzehnten gesunken ist. Man hatte diese Boote im Krieg als Notbehelf gebaut, und man bewegte sich damit auch nur in den Küstenregionen. Mehr verlange ich nicht.«

Pollack schwieg in den nächsten Sekunden. Im künstlichen Licht der Brücke sah sein Gesicht fahl aus, und er schüttelte auch einige Male den Kopf, wie jemand, der überfragt ist.

»Haben Sie Probleme, Dean?«

»Ich denke nach.«

»Sagen Sie es mir. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Pollack schob seine Mütze in den Nacken. »Ich weiß nicht, ob wir es schaffen, das U-Boot zu heben. Auch wenn es nur klein ist, werden wir Probleme bekommen, das denke ich.« Er schaute sie scharf an und ärgerte sich über das spöttische Lächeln. »Sie hätten es mir vor Beginn der Reise sagen sollen.«

Das Lächeln blieb, als sie die Antwort gab. »Nicht doch, Dean. Halten Sie mich nicht für dumm. Es hat schon alles seine Richtigkeit. Wichtig ist nur, dass Ihre Leute auch erfahrene Taucher sind. Darauf kommt es mir an.«

»Wie soll ich das denn verstehen?«

»Hören Sie genau zu!«, dozierte die Cavallo. »Ich will nicht, dass Ihre Männer das Boot heben, ich möchte nur, dass sie die Einstiegs Luke öffnen.«

»Nein!« Das Wort war ihm einfach nur herausgerutscht.

»Doch.«

Er wollte lachen, er wollte protestieren, aber er hielt sich zurück. Dean schluckte seine Gefühle herunter und atmete nur mit einem scharfen Geräusch aus. Dann fragte er: »Darf ich

wissen, weshalb die Luke geöffnet werden soll?« »Nein.« »Okay, Sie sind die Chefin.«

»Daran sollten Sie immer denken. Besitzen Ihre Männer das entsprechende Werkzeug, um die Einstiegs Luke öffnen zu können?«

»Ja. Sie können sogar unter Wasser schweißen.«

»Das wird auch nötig sein.«

Dean Pollack stieß die Luft aus. »Gesetzt den Fall, es geht alles glatt, was geschieht dann?«

»Sie werden anschließend den Anker werfen und auf der Stelle dümpeln, sage ich mal. Eine genaue Zeitspanne kann ich Ihnen nicht angeben. Aber ich werde Ihnen schon sagen, wann wir wieder starten. Mehr brauchen Sie nicht zu wissen.«

Das gefiel dem Kapitän nicht. Obwohl die letzten Worte recht barsch geklungen hatten, fragte er noch einmal nach. »Wird es dort vielleicht zu einem Treffen mit einem anderen Boot kommen?«

»Keine Fragen!«

»Verstanden.«

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Die Unterhaltung mit der Blonden hatte bei Dean Pollack keineswegs für innere Ruhe gesorgt. Jetzt, wo er Bescheid wusste, war er noch nervöser geworden. Seine Gedanken rasten. Er überlegte, was es für einen Sinn hatte, den Ausstieg eines gesunkenen Klein-U-Boots zu öffnen. Er sah keinen, aber er traute sich nicht, nachzufragen.

Unter seinem Pullover hatte sich in Höhe des Nackens der Schweiß gesammelt und einen feuchten Ring hinterlassen. Ein Tropfen rann wie ein kleines Eiskorn seinen Rücken hinab. Er und seine Mannschaft hatten schon viele Dinge durchgezogen, sie waren auch auf Schatzsuche gegangen, aber so etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Das passte einfach nicht in sein seemännisches Bild.

Er kümmerte sich wieder um den Kurs und verglich die

Koordinaten auf dem Schirm. Eine Seekarte lag zwar auch bereit, sie diente jedoch nur als Absicherung.

»Wir werden die Stelle gleich erreicht haben«, erklärte er.

»Das passt wunderbar von der Zeit.«

Pollack schaute Justine noch einmal an. »Und es bleibt dabei, was Sie gesagt haben?«

»Ja!«

»Gut, Sie sind die Chef!« Er gab die Antwort mit einem verdammt unguten Gefühl im Magen...

Dunkelheit!

Unheimlich, dicht, tintenschwarz. Und trotzdem ideal für die Gestalt, die sie durchwanderte.

Der stählerne Sarg war eng, sehr eng. Menschen, die ihn bevölkerten, hatten alles, nur keinen Platz. Auf schmälestem Raum war alles untergebracht worden. Angefangen vom Motor, den Tanks, dem Generator, dem Maschinenraum, den winzigen Kojen, der kleinen Gefechtszentrale und auch der Torpedostation.

Der Gestalt machte es nichts aus. Sie bewegte sich durch die tintige Finsternis wie ein Schatten und schaffte es sogar, nirgendwo anzustoßen. Sie war sicher, sie war perfekt, und sie wollte nicht allein bleiben.

Die anderen waren da. Sie mussten den Ruf ebenfalls gespürt haben, und davon wollte sich der Unheimliche überzeugen. Er glitt weiter, er drehte sich durch Luken und erreichte den Raum mit den winzigen Kojen, die schmal wie ein Brett waren.

Dort lagen sie.

Er spürte die Unruhe. Sie waren dabei, zu erwachen, denn sie wussten, dass die lange Zeit des Schlafs endlich vorbei war. Die alten Versprechen waren eingehalten worden. Niemand hatte sie vergessen, und so warteten sie darauf, ihr Gefängnis

verlassen zu können, um in die Welt der Lebenden einzutauen.

Der Anführer hatte sein Ziel erreicht. In der Dunkelheit drehte er sich und streckte seine Arme aus so gut wie möglich. Er fand Ziele, er fasste sie an. Seine Finger glitten über Metall hinweg, aber auch über Gesichter mit alter, dünner Haut. Er spürte das Zittern der Gestalten bei seinen Berührungen und wusste jetzt, dass er sie nicht erst zu wecken brauchte. Eine Botschaft erwischte ihn. Er hörte die Stimme in seinem Kopf. »Wir sind da. Macht euch bereit...«

Jetzt erst war die Gestalt zufrieden ...

Ich hatte das Haus verlassen und war zum Strand gegangen. Dabei hatte ich mich an manchen Stellen durchkämpfen müssen, wo der Wind kleine Sandhügel zusammengeweht hatte.

Vom Strand war es nicht weit bis zum Hafen. Der Weg war besser, und so ging ich den Lichtern entgegen, die mir in der Dunkelheit entgegenleuchteten.

Ich dachte an die Fischer, die zu diesem Zeitpunkt zum Nachtfang auslaufen wollten. Okay, es war ihr Job, aber ich fragte mich, ob es gut war, die gesamte Nacht auf dem Meer zu bleiben. Es war eine böse Ahnung, die mich in diesen Gedanken hineintrieb. Ich wollte ihn auch nicht großartig weiter verfolgen, aber er drängte sich immer wieder in mir hoch, weil ich einfach das Gefühl hatte, dass die vor mir liegende Nacht eine besondere werden würde.

An Einzelheiten wollte ich dabei nicht denken, aber es war schon seltsam. Ich traute dem Meer nicht. Ich traute dem nicht, was sich darauf bewegte.

Damit dachte ich wieder an die blonde Bestie. Auf der Insel hatte ich Justine Cavallo nicht gesehen, aber die Beschreibun-

gen hatten mir völlig ausgereicht. Sie war einzigartig. Es gab sie nicht noch zum zweiten Mal, und auch der zurückgelassene Vampir war ein deutliches Indiz gewesen, dass da etwas vorbereitet wurde.

Wahrscheinlich hätte sie ihn losgeschickt, um auf der Insel freie Bahn zu haben, die sie sich als einen Stützpunkt ausgesucht hatte. Aber was steckte dahinter? Warum in dieser von allen guten Geistern verlassenen Einsamkeit?

Darauf konnte ich mir keinen Reim machen. Die Pläne der anderen Seite waren manchmal eben zu abgedreht.

Ich schlenderte weiter und mein Blick war nach Norden gerichtet, über das endlos erscheinende Meer hinweg.

Mochte es bei Tageslicht auch seinen Reiz haben, in der Dunkelheit sah es ganz anders aus. Da konnte es schon unheimlich wirken, sodass der Vergleich mit einem lauernden Raubtier passte, das nur darauf wartete, an seine Beute zu gelangen.

Um sie zu schnappen, war die See zu ruhig. Aber es gab Gestalten, die die Finsternis des Meeres ausnutzten, und ich ging einfach davon aus, dass Justine Cavallo irgendwo dort draußen lauerte und nur darauf wartete, an einem günstigen Zeitpunkt zuschlagen zu können.

Der dünne Sand unter meinen Füßen verschwand allmählich. Ich ging über das Pflaster des Kais hinweg. Neben mir schlungen die Wellen mit harten Geräuschen gegen die Mauer. Es war, als würde jemand bei jedem meiner Schritte Beifall klatschen.

Die meisten der kleinen Fischerboote waren bereits ausgelau-fen. Ich sah sie auf dem Wasser nur, weil sie ihre Lichter gesetzt hatten. Laternen schaukelten im Wind, und manchmal huschte auch der Strahl eines Scheinwerfers über die Wogen.

Ein Fischerboot lag noch am Kai. Es gehörte nicht eben zu den größten. Es glich mehr einem in die Länge gezogenen Ruderboot, auf dem die Netze sehr sorgfältig ausgelegt worden

waren. Ein Mast stach in die Höhe, das Segel war eingezogen, und der Fischer war bereits an Bord gegangen. Im Schein einer starken Lampe untersuchte er den Außenborder, den er hochgezogen hatte.

Von der Rückseite her hatte ich ihn nicht erkannt. Bei seinen Bewegungen allerdings geriet er in den Lichtschein hinein und ich sah, dass Tom Carry auf dem Boot hantierte. Er hatte sich das gelbe Ölzeug übergestreift und kontrollierte noch einmal seinen Motor. Ob die anderen Fischer auch allein auf die See fuhren, war mir nicht bekannt. Er jedenfalls hatte keinen Helfer an Bord.

Mich hatte er noch nicht gesehen. Erst als ich mich geräuspert hatte, blickte er auf.

Ich stand auf dem Kai und ging jetzt in die Hocke, um den Abstand zwischen uns nicht zu groß werden zu lassen.

»Ach, Sie sind es, Mister.«

»Ja, ich wollte mir ein wenig die Beine vertreten und mich dabei umschauen. Ich heiße übrigens John Sinclair.«

»Tom Carry.«

»Fahren Sie immer allein raus?«

»Nein.«

»Aber, heute?«

»Ja.«

Er war ja sehr »gesprächig«, und ich fragte mich, ob er überhaupt zwei Sätze hintereinander sprechen konnte oder wollte. »Ist das nicht etwas riskant, bei Dunkelheit auf das Meer zu fahren? Ich meine, da kann doch viel passieren.«

»Am Tage auch.«

»Da sieht man die Gefahr besser.«

Er schaute mich zum ersten Mal richtig an. »Sie sind wohl ein ganz Schlauer, wie? Einer, der vom Festland kommt, von nichts Ahnung hat und uns hier Ratschläge erteilen will. Mann, die können Sie sich sparen. Und den ganzen Scheiß, den Ihnen meine Frau und meine Tochter erzählt haben, glauben nur die

Weiber, aber nicht wir Männer. Wir lassen uns da nicht verrückt machen. Knoblauch an die Fenster hängen! Das ist fast wie ein vorgezogenes Halloween.«

»Nur nicht so lustig«, sagte ich.

Tom Carry überlegte einen Moment. »Was wollen Sie eigentlich bei uns auf Coomb Island. Sie und Ihr Kollege sind Unruhestifter. Wir mögen keine Fremden, die sich komisch benehmen. Wir wollen lieber unter uns bleiben. Können Sie das nicht verstehen?«

»Doch, dafür habe ich vollstes Verständnis.«

»Dann weiß ich nicht, was Sie hier noch suchen. Der Käse ist doch gegessen.«

»Was meinen Sie denn damit?«

»Nichts.« Er winkte ab. Dann kickte er den Motor wieder über die Bordwand ins Wasser hinein. Er wischte seine Hände an einem Tuch ab und nickte.

»Zufrieden?«, fragte ich.

»Es ist alles klar.«

»Dann wollen Sie jetzt auslaufen?«

Tom Carry regte sich auf und verdrehte die Augen. »Was wollen Sie denn noch - alles wissen? Sind Sie eigentlich nur neugierig? Gehen Sie wieder zurück, suchen Sie sich einen ruhigen Platz für die Nacht aus oder saufen Sie sich einen an, und am anderen Morgen können Sie ja wieder abdampfen.«

»So sieht es wohl aus.«

»Ist super. Auf Wiedersehen.«

Er wollte starten. Dagegen konnte ich nichts haben. Aber meine Gedanken glitten schon weiter. Was immer mir auch einfiel, im Hintergrund tauchte jedes Mal das Gesicht einer gewissen Justine Cavallo auf, und das war nicht gut.

Diese Nacht konnte ihr gehören. Ich hoffte, dass sie von meiner Anwesenheit noch nichts bemerkt hatte, und deshalb rechnete ich auch damit, sie überraschen zu können.

Sie hielt sich nicht auf der Insel auf. Aber ich ging davon aus,

dass ich sie in der Nähe finden konnte. Sie und vielleicht viele andere aus der Vampirwelt. Die Dunkelheit über dem Wasser würde ihnen perfekte Verstecke bieten.

»Wenn Sie schon mal hier sind, Sinclair, können Sie auch das Tau vom Poller lösen.«

»Gern. Aber eine Sache noch, Mr. Carry.«

Tom drehte sich um. Das bläulichbleiche Licht des an Bord installierten Scheinwerfers traf sein Gesicht und gab der Haut beinahe das Aussehen einer Leiche. »Was denn noch?

»Können Sie einen zweiten Mann an Bord gebrauchen?« Ich hatte mich blitzschnell zu diesem Entschluss durchgerungen und sah dann, dass dem guten Tom Carry der Mund vor Staunen offen blieb. Er war nicht mal in der Lage, mir eine Antwort zu geben und schüttelte zunächst verwundert den Kopf.

Ich half ihm auf die Sprünge. »Ja, Sie haben richtig gehört. Ich würde gern mit Ihnen fahren.«

»Ha!« Jetzt lachte er und sagte danach: »Und mir die Fische vertreiben, wie?«

»So schlimm wird es schon nicht sein. Ich denke, dass die Fische schon einiges gewohnt sind.« »Da haben Sie Recht.« »Ja oder nein?«

Tom Carry zögerte noch. »Sagen Sie mir doch mal, warum Sie als Landratte mit an Bord gehen wollen? Ich kann mir nicht denken, dass Sie großes Interesse daran haben, irgendwelche Fische fangen zu wollen. Das glaube ich einfach nicht.«

»Nein, es ist auch nicht der Grund.« »Sondern?«

»Ich möchte nicht, dass Sie sich in Gefahr begeben.« Ich sprach schnell weiter, bevor er mich unterbrechen konnte. »Es geht hier nicht um die Gefahr, die das Meer bietet, sondern um eine ganz andere, Mr. Carry. Das muss Ihnen klar sein.« »Welche dann?« »An die Sie nicht glauben.« Er kniff die Augen zusammen. »Sagen Sie nicht, dass Sie auf dem Meer nach diesen Gestalten suchen. Vampire und so. Knoblauch

habe ich nämlich nicht an Bord.«

»Das brauchen Sie auch nicht. Dafür steige ich ja zu.«

»Aja, dann sind Sie der große Vampirkiller, wie?«

Darauf gab ich ihm keine Antwort, sondern fragte nur:
»Nehmen Sie mich mit oder nicht?«

Tom Carry zögerte noch. »Sie haben Glück«, meinte er dann.
»Ich habe heute meinen guten Tag, und dass etwas mit meiner Tochter geschehen ist, weiß ich auch. Ich habe sie nur nicht näher gefragt, aber ich sah, dass sie erleichtert war, und daran trugen Sie wohl auch einen Teil der Schuld, denke ich.«

»Man kann es so sehen.«

»Gut, dann kommen Sie. Aber eines müssen Sie wissen, Sinclair. Auch wenn das Meer in der Dunkelheit so ruhig aussieht, es ist hier nie still. Und es bewegt sich. Oft in einer langen Dünung, dann wieder in kleineren, kabbeligen Wellen. Deshalb ist es für einen Unerfahrenen leicht, seekrank zu werden. Wenn sie reihern müssen, dann über Bord und nicht in meine Fischkästen hinein.«

»Keine Sorge, ich halte mich zurück.«

»Das haben schon viele vor Ihnen gesagt.« Überzeugt war er nicht, doch daran störte ich mich nicht. Es war einfach, den Kahn zu entern, auch wenn mich Tom Carry noch immer skeptisch anschaute.

In der Nähe des Mastes gab es eine Sitzbank. Sie zog sich von einer Bordseite zur anderen hin.

Ich fand dort meinen Platz und fragte mich, ob ich richtig gehandelt hatte.

Das weiß man im Voraus nie. Doch in diesem Fall vertraute ich einfach auf mein Gefühl...

Rose Carry stellte die große mit Mineralwasser gefüllte Flasche auf den Tisch und erkundigte sich bei Suko, ob sie

noch etwas für ihn tun könnte.

»Danke, Mrs. Carry, das ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich bin zufrieden.«

»Sagen Sie aber Bescheid, wenn Sie etwas brauchen.«

»Das mache ich gern.«

Sie ließ Suko allein und entfernte sich auch aus der Gaststätte. Zufrieden war der Inspektor nicht. Okay, es musste sein, dass jemand Amy im Auge behielt und auch die anderen Menschen in den Häusern, aber er wäre lieber bei seinem Freund John gewesen, der die Insel durchstreifte und nach bestimmten Gestalten Ausschau hielt, wobei Suko nicht sicher war, ob John auch auf der Insel blieb.

Er hatte mit ihm nicht über das bestimmte Thema gesprochen, und das war auch nicht nötig gewesen, aber er kannte John verdammt gut und konnte sich in seine Gedankenwelt hineinversetzen, denn er selbst hätte nicht anders gedacht.

Die Gefahr hielt sich nicht mehr auf der Insel auf. Da war sie gebannt worden.

Stattdessen lauerte sie woanders. Und da gab es einfach nur einen bestimmten Ort.

Das Meer, nur das Meer. Auf dem Wasser. Eine schwimmende Gefahr, die sich der Insel näherte. Die zuschlagen würde. Die sich das Eiland für ihre Zwecke ausgesucht hatte. Die irgendwann den kleinen Hafen oder einen der Strände anlaufen würde, um von dort die Insel zu erobern. Das alles konnte passieren, und deshalb dachte Suko auch daran, nicht nur in der Gaststube zu sitzen. Er wollte sich auch draußen umschauen und sich ein Bild machen. Er wollte wissen, wie er auf dem schnellsten Weg zu den Häusern kam, um im Notfall eingreifen zu können, denn Justine Cavallo war alles zuzutrauen. Eine wie sie war nicht nur gnadenlos, wenn es um das Erreichen der Ziele ging, sie war auch raffiniert und legte ihre Pläne an wie die Spinne ihr Netz.

Ein frisches Glas hatte Rose Carry Suko auch hingestellt. Er

schenkte es zur Hälfte voll, trank es leer, verschloss die Flasche wieder und stand auf.

Außer ihm hielt sich niemand in der Gaststube auf. Auch Amy Carry war nicht mehr erschienen. Er sah die Knoblauchstangen auf einem der Tische liegen, er sah sie auch an zwei Fenstern von innen hängen und dachte daran, dass Rose Carry die Lage richtig eingeschätzt hatte. Im Gegensatz zu den Männern, die so etwas nicht einsehen wollten.

Er ging zur Tür, zog sie auf und trat hinaus in die Dunkelheit. Das heißt, es war nicht ganz dunkel. Die Finsternis wurde an verschiedenen Stellen von gelblichen Lichtern unterbrochen, die wie Augen durch die Nacht schienen. Die Menschen hatten sich in die Häuser zurückgezogen. Frauen, wenig Kinder dazu, die auf die Rückkehr ihrer Männer am nächsten Morgen warteten.

Suko hoffte, dass alle, die ausgelaufen waren, die Insel auch wieder als normale Menschen erreichten.

Er blieb noch eine Weile stehen, um in die Nacht hineinzuhorchen. Außer dem Rauschen der Wellen war nichts zu hören. An das Geräusch hatte man sich auch als Besucher schnell gewöhnt. Suko wäre es schon komisch vorgekommen, wäre es nicht mehr zu hören gewesen.

Er hatte sich vielleicht fünf Schritte vom Haus entfernt, war dabei nach links gegangen, auch in Richtung Ruine, die sich als kantiger Schatten in der Dunkelheit zeigte, als sich sein Handy meldete.

Er lächelte, denn auch in dieser Einsamkeit stellte es den Kontakt zur normalen Welt da.

Nachdem Suko sich gemeldet hatte, hörte er zunächst nicht viel. Nur ein Rauschen, aber eine ferne Stimme war trotzdem zu hören. Er glaubte auch, sie erkannt zu haben.

»John ...?«

»Ja.«

»Sprich mal lauter.«

Sein Freund und Kollege bemühte sich, aber er hatte es schwer, das Rauschen zu übertönen.

»Wo bist du denn?«

»Auf dem Wasser!«

Suko sagte zunächst nichts. Er verzerrte nur die Lippen. Das genau hatte er sich schon gedacht. John hatte nicht länger auf der Insel bleiben wollen. Ganz natürlich, wie er es sah. Der Vampir war erledigt worden, es gab vorerst hier keine Probleme, und so suchte er sie dort, wo sie sich eventuell aufhielten.

Der Inspektor versuchte es mit einer witzigen Bemerkung.

»Aber du schwimmst nicht, wie ich dich kenne?«

»Nein. Ich befinde mich auf einem Boot. Tom Carry hat mich freundlicherweise mitgenommen.«

Suko wunderte sich. »Das ist ein Ding. Wie ...wie ...kommst du dazu, in See zu stechen?«

»Bauchgefühl.«

»Kannst du mir das genauer erklären?«

Das tat sein Freund. Suko drehte sich dabei zur Seite, weil ihn die knatternden Windböen störten, die immer wieder über ihn herfielen, als wollten sie ihn verschlucken.

Keiner von ihnen wusste, ob die Reaktion eine richtige gewesen war, aber so etwas kannten sie, denn bei ihren Einsätzen ging es immer um das volle Risiko.

»Okay, du weißt jetzt Bescheid«, hörte er die Stimme. »Drück mir die Daumen. Sollte ich etwas herausfinden, werde ich mich melden.«

»Das hoffe ich doch. Gib auf dich Acht, Alter.«

»Immer.«

Erleichtert war Suko nicht eben, als er den flachen Apparat wieder verschwinden ließ. Ihm floss so einiges durch den Kopf. Natürlich fragte er sich, ob sein Freund den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Auf der anderen Seite hätte er ebenso reagiert, wäre er an dessen Stelle gewesen.

Was blieb ihm?

Sich auf der Insel umschauen. Sich die Häuser und deren Umgebung ansehen. Vielleicht noch zur Ruine gehen und dort im Dunkeln so hoch zu klettern, dass er einen besonders guten Ausblick über das Wasser bekam.

Die Boote würden Lichter gesetzt haben und sich nicht wie Schatten über das Wasser bewegen.

Hinter seinem Rücken erklangen die Schritte, nachdem er auch das Öffnen der Tür gehört hatte. Als er sich drehte, schaute er auf Amy Carry, die ihm entgegenging.

»Hier sind Sie also.«

»Ja.«

»Ich hatte Sie schon vermisst und dachte, dass Sie es sich anders überlegt haben und auch zum Hafen gegangen sind, um bei Ihrem Kollegen zu sein.«

»Nein, nein, so sehe ich das nicht. Außerdem hätte ich Ihnen dann Bescheid gesagt.«

Amy war etwas verlegen. »Und wie soll es jetzt weitergehen?«, fragte sie.

»Ich weiß es noch nicht, Amy. Aber ich habe kurz bevor Sie kamen, mit meinem Freund John per Handy gesprochen. Er hält sich nicht mehr im Hafen auf.«

Amys mädchenhaftes Gesicht zeigte Erstaunen. »Wieso das denn nicht? Kommt er wieder zurück?«

»Ich hoffe, dass er zurückkommt, aber das wird nicht so bald passieren.«

»Wieso?«

»Er ist auf dem Meer unterwegs.«

Jetzt sagte sie erst mal nichts. Dann hatte sie verstanden und flüsterte: »In einem Boot?«

»Womit sonst? Aber nicht in irgendeinem Boot. John Sinclair hat Ihren Vater dazu überreden können, ihn mit an Bord zu nehmen. Die beiden sind bereits ausgelaufen.«

Amy wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Sie schaute ins Leere, schüttelte den Kopf und meinte schließlich: »Ich

wundere mich darüber, dass mein Vater so etwas getan hat. Normalerweise ist er Fremden gegenüber sehr misstrauisch. Und er hat Sie beide auch nicht gerade nett begrüßt.«

»Manchmal kann ein John Sinclair eben sehr überzeugend wirken.«

»Ja, das glaube ich jetzt auch.« Amy war noch immer verlegen und nagte an ihrer Unterlippe. »Aber was passiert jetzt? Wo sind sie hin? Wohin fahren Sie?«

»Eigentlich zum Fischen«, sagte Suko.

»Glauben Sie das?«

»Nicht so recht.«

Amy rüttelte ihn an der Schulter. »Bitte, Suko, was ist denn Ihre Meinung?«

Er konnte offen zu Amy sein, und das tat er auch. »Ich kann mir denken, dass er nach einer bestimmten Person Ausschau hält. Sie wissen, wen ich meine.«

»Die Blonde.«

»Genau. Justine Cavallo.«

Amy lachte auf. »Und Sie meinen, Suko, dass er sie auf dem Meer findet?«

»Sonst wäre er nicht gefahren.«

Sie nickte. »Das stimmt auch wieder. Dann müsste die Blonde auf einem Boot zu finden sein. Sie ist von der Insel verschwunden und kehrt nun wieder zurück.«

»Das könnte hinkommen.«

»Ja«, sagte sie, »ja. Und was tun wir? Wollen Sie einfach nur hier bei meiner Mutter und mir warten?«

»Nur indirekt. Ich hatte eigentlich vor, mich auf der Insel ein wenig umzusehen.«

»Warum?«

Suko erklärte es ihr. Als er fertig war, hatte er mit Amys Frage gerechnet, und sie überraschte ihn auch nicht weiter. »Glauben Sie denn, dass sich hier auf der Insel noch weitere Vampire aufhalten? Oder halten Sie das für unmöglich?«

»Nichts ist unmöglich«, erwiderte Suko, ohne eine Automarke zu nennen, denn diese Werbung kannte er aus Deutschland.
»Wir sollten jedenfalls auf alles gefasst sein, denke ich mir.«

Amy trat näher an Suko heran. »Worauf denn, wenn ich mal fragen darf?«

»Auf Vampire und auf ihren wahnsinnigen Durst nach dem Blut der Menschen ...«

Es gab nur wenige Kabinen auf dem Schiff, aber zwei von ihnen waren für Gäste gedacht. Natürlich herrschte kein Luxus, aber man konnte sich dort aufhalten, auch zu zweit, denn es gab zwei Betten, die sich gegenüber standen.

Justine Cavallo brauchte die Kabine nicht mit einer anderen Person zu teilen. Das hätte sie auch nicht getan, denn sie wollte allein sein. Kaum hatte sie die Kabine betreten und sich in dem schummrigen Licht umgesehen, löschte sie die Beleuchtung und blieb im Dunkeln zurück, was ihr sowieso entgegenkam.

Sie ging bis an das Bullauge. Dieses Fenster war tatsächlich noch ein Kreis und nicht wie auf vielen anderen Schiffen ein Viereck mit abgerundeten Kanten.

Der Kreis lag dicht über der Wasserfläche, sodass es Justine möglich war, nach draußen zu schauen.

Sie sah das Wasser, sie sah die Wellen, die immer wieder heranschwappten, auch das Glas von außen trafen und ihr dann für kurze Zeit die Sicht nahmen.

Aber die Wellen zogen sich auch zurück, und so erhielt sie immer wieder eine klare Sicht. Es hatte sich einiges grundlegend verändert. Das Schiff fuhr nicht mehr. Es lag auf der Stelle. Zwar war kein Anker geworfen worden, aber Dean Pollack sorgte auf der Brücke durch geschicktes Steuern dafür, dass sein Schiff nicht abgetrieben wurde. Er hatte seinen Leuten alles erklärt. Die waren dann in ihre schweren Taucher-

anzüge gestiegen und hatten sich über Bord fallen lassen.

Zwar hinein in die tiefe See, aber trotzdem zuvor ins Licht, denn die starken Scheinwerfer des Bootes hatten einen hellen Teppich auf die Wasserfläche gelegt, der durch die Wellenbewegungen und die spritzende Gischt einen silbernen Schimmer erhalten hatte.

Das schwere Bergungsgerät brauchte nicht ausgefahren zu werden. Pollack hatte auch nur zwei seiner Taucher in die Tiefe geschickt. Der dritte Mann war an Deck geblieben.

Das Meer war hier nicht so tief. Die beiden Männer mussten den Grund inzwischen erreicht haben. Sie waren über Funk mit dem Bord des Schiffes verbunden und gaben ihre Anweisungen an den Kapitän und an seinen Helfer.

Wieder einmal bekam Justine klare Sicht. Dabei sah sie, wie das Bullauge in der Mitte durch einen Schatten fast geteilt wurde. Jemand ließ etwas von Bord hinab in die Tiefe gleiten. Sie war keine Expertin, aber sie sah schon, dass es sich um Werkzeug handelte, mit dem die Einstiegs Luke des kleinen U-Boots geöffnet wurde.

Über ihre rot geschminkten Lippen huschte ein knappes Lächeln, als sie den Weg des Werkzeugs verfolgte. Für sie stand fest, dass alles zu ihrer Zufriedenheit ablief.

Plötzlich verspürte sie den Drang, die Kabine zu verlassen. Wenn die Einstiegs Luke geöffnet wurde und jemand freie Bahn nach oben hatte, dann wollte sie dabei sein, wenn sie an der Wasserfläche auftauchten und endlich das bekamen, was für sie so wichtig war. Lange genug hatten, sie in diesem stählernen Sarg aushalten müssen. Die Botschaft hatte sie erreicht. So waren sie aus dem Schlaf zu einem erneuten Dasein erwacht, um in die Welt geschickt zu werden.

Als die nächste Welle heranschwamm, drehte sich Justine von ihrem runden Fenster weg und stieß wenig später die Metalltür auf, um den schmalen Kabinengang zu betreten.

Der Motor lief noch. Sie hörte das Geräusch und auch ein

leises Stampfen dazwischen. Andere Laute erreichten sie nicht. Hier wusste jeder, was er zu tun hatte.

Justine lief durch das flackernde Licht der einfachen Lampen auf eine Eisenstiege zu, die sie hoch zum Deck brachte. Sie wollte auf die Brücke und mit Pollack reden.

Das Wetter hatte sich gehalten. Es gab keinen stärkeren Wind mehr, und so hielt sich auch der Wellengang in Grenzen. Justine sah sich auf dem Deck kurz um.

Sie sah den zurückgebliebenen Mann der kleinen Besatzung. Er stand an der Reling und schaute dort ins Wasser, wo seine beiden Kollegen verschwunden waren. Dabei hielt er ein Gerät an sein rechtes Ohr gedrückt, das etwa die doppelte Größe eines Handys besaß.

Justine ließ den Mann mit der Wollmütze auf dem Kopf stehen und dachte daran, dass er schon in kurzer Zeit anders aussehen würde und gierig auf eine neue Nahrung war.

Hinter den Scheiben der nicht sehr hohen Brücke sah Justine den Schatten des Kapitäns. Er hielt sich am Ruder und stand auch noch dort, als die Blutsaugerin die Brücke betrat.

»Sie?«, fragte er nach dem Umdrehen.

»Ja. Ich wollte mal schauen.« Sie schloss die Tür hinter sich zu.

Der Kapitän zuckte die Achseln. »Ich muss Sie leider enttäuschen, denn es gibt nicht viel zu sehen. Wenn Sie fragen wollen, wie es läuft, dann muss ich Ihnen sagen, dass die Post perfekt abgeht.«

Justine ging lächelnd auf den Mann zu. »Ich habe auch nichts anderes erwartet. Das wusste ich schon, als ich mich in Thurso an Sie gewandt habe.«

»Muss ich jetzt rot werden?«

»Wie Sie wollen. Ich hoffe nur, dass Ihre Männer die Luke öffnen können.«

»Das Werkzeug haben sie«, erklärte der Kapitän. »Zur Not müssen sie Schweißen, auch das ist kein Problem.«

»Wunderbar.« Justine nickte. »Und wie lange, glauben Sie, könnte das dauern?«

Pollack hob die Schultern. »Eine Stunde möglicherweise.«

»Das ist eine gute Zeit.«

»Wenn Sie das sagen.« Er musterte sie von Kopf bis Fuß und schüttelte dann den Kopf, bevor er fragte: »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Bitte.«

Dean Pollack drückste etwas herum, weil er nicht so recht wusste, wie er beginnen sollte. »Mich würde wirklich interessieren«, sagte er dann und kam sofort zum Thema, »was eine Frau wie Sie an einem im letzten Weltkrieg gesunkenen U-Boot so interessant findet. Das ist doch eigentlich Männerache.«

»Glauben Sie?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«

Justine Cavallo lächelte. »Es geht mir nicht um das kleine U-Boot, sondern um den Inhalt.« Das war neu für den Kapitän. Sie hatte es ihm bewusst nicht gesagt, und sie hatte auch genügend bezahlt, um neugierige Fragen zurückzuhalten. Jetzt allerdings lagen die Dinge anders, denn sie befanden sich kurz vor dem Ziel.

Der Mann wäre beinahe vor ihr zurückgewichen, so erschreckt zeigte er sich. »Habe ich Sie richtig verstanden? Es geht Ihnen um den Inhalt?«

»So ist es.«

»Aber ...aber ...«, er begann zu stottern. »Der Inhalt kann doch nur aus Toten bestehen. Da hat niemand überlebt, als das Boot gesunken ist.«

»Das weiß ich.«

»Na und? Was wollen Sie denn mit Toten?«

»Tote können sehr interessant sein«, erwiderte Justine sehr rätselhaft.

Dean Pollack hatte mit dieser Antwort nicht gerechnet. Sich

selbst schätzte er als einen harten Typen ein, den so leicht nichts erschüttern konnte, doch jetzt bekam er eine Gänsehaut, als er die Antworten hörte.

Er hatte zudem geahnt, dass mit dieser Frau etwas nicht stimmte, und jetzt wurde seine Meinung durch diese Nachricht bestätigt. Er konnte auch nicht mehr in ihr Gesicht schauen, in dem die Augen aussahen, als wären sie mit einer dünnen Eisschicht gefüllt. Und genau diese kalte Aura strömte von der gesamten Frau ab.

Er suchte nach einer Beschäftigung, um nicht weiter mit Justine reden zu müssen, dann meldete sich sein Mitarbeiter von der Reling her über das Bordtelefon.

»Ja, was ist?«

»Alles in Butter, Dean.«

»Genauer.«

»Der Einstieg ist offen. Ich habe soeben die Meldung von unten erhalten.«

»Sehr gut.«

»Die beiden fragen, ob sie jetzt auftauchen können.«

»Moment.« Pollack wandte sich an Justine. Er berichtete ihr, was passiert war und vergaß auch nicht die letzte Frage seines Mitarbeiters.

»Ja, sie können auftauchen.«

Der Kapitän gab die Meldung weiter.

»Wunderbar, dann sage ich Ihnen Bescheid.«

Die Verbindung war beendet, und Pollack nickte der blonden Frau zu. »Es ist alles zu Ihrer Zufriedenheit gelaufen«, erklärte er. »Wir haben getan, was wir konnten.«

»Das war sehr gut«, lobte sie. »Und ich wusste auch, dass ich die richtigen Leute engagiert habe.«

Dean Pollack war verunsichert. Er traute sich nicht, eine Antwort zu geben oder eine Frage zu stellen. Er sah aber, dass sich der Gesichtsausdruck der Frau verändert hatte und sich so etwas wie Triumph darin abzeichnete.

»Lassen Sie uns die Brücke verlassen.«

»Gut, Mrs. Cavallo.«

Sie ließ den Mann vorgehen. Immer wieder zuckten die Mundwinkel, weil sie einfach lächeln musste. Es war ihre Stunde, es war ihr Triumph, denn die Luke stand offen, und endlich bekamen diejenigen freie Bahn, die es verdient hatten.

Am Heck des Schiffes kletterten die beiden Taucher an Bord. Wie unheimliche Ungeheuer tauchten sie aus der Tiefe aus. Das Wasser strömte an ihren Helmen und Schutzanzügen entlang. Mit unsicheren Bewegungen betraten sie das Deck, wo sie von Pollack und seinem Mitarbeiter in Empfang genommen wurden.

Beide halfen den Leuten aus ihren Taucheranzügen. Der dritte Mann holte inzwischen das Werkzeug hoch. In einer Kanne stand heißer Tee, und die beiden Taucher bedienten sich daraus.

Mit der Flamme eines Sturmfeuerzeugs zündete sich Dean Pollack eine Zigarette an, bevor er zu Justine ging, die alles aus einer gewissen Entfernung beobachtet hatte.

»Ich denke, dass Sie zufrieden sein können.«

»Ja, wie Sie.«

Dean zog an seiner Zigarette, dann warf er sie über Bord. »Ja, ich bin zufrieden, auch wenn es der ungewöhnlichste Job ist, den ich je übernommen habe.«

»Er war doch recht einfach.«

»Das stimmt schon. Wir haben ihn auch gut hinter uns gebracht; und ich denke, dass wir uns jetzt an die Rückfahrt machen können. Oder ist da noch etwas?«

»Sie kommen mit der Öffnung der Luke nicht zurecht, denke ich mir.«

»Das stimmt.«

Justine nickte. »Ja, Käpt'n, da wäre noch etwas. Sie haben schon Recht damit.«

»Und was bitte? Worum geht es?«

»Wir sollten noch etwas bleiben. Ich habe Sie für eine Nacht gemietet, und wir haben erst Abend, wenn man es genau nimmt.«

»Bleiben?«, fragte Pollack gedeckt. Sein Misstrauen vermehrte sich wie bösartige Zellen. »Ahm ... ich will ja nicht zu neugierig sein, aber dafür gibt es bestimmt einen Grund.«

»Klar. Nichts geschieht ohne Motiv.«

»Ahm...«

»Keine Sorge, ich werde Sie nicht länger im Unklaren lassen. Wir bekommen noch Besuch.«

»Ach.« Mehr konnte Pollack nicht sagen. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Er schüttelte ungläubig den Kopf.

»Von einem Besuch weiß ich nichts.«

»Das war auch so vorgesehen.«

Pollack wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte; Schließlich überwand er sich zu der nächsten Frage. »Darf ich auch wissen, wer uns besuchen wird?«

»Gern. Es sind meine Freunde, meine Verbündeten, die über Jahre hinweg auf dem Grund des Meeres gelegen haben. Aber jetzt ist ihre Zeit vorbei. Ihre Männer haben sie befreit. Deshalb werden wir Besuch von den Toten bekommen ...«

Justine hatte alles in einem normalen Tonfall gesagt, als wäre es auch das Normalste auf der Welt. Aber Pollack war geschockt. Besuch von Toten, das war nicht möglich. Darüber hätte er gelacht. Selbst als abergläubischer Seefahrer.

Nur glaubte er dieser Blonden. Er brauchte nur in ihre Augen zu schauen, um zu wissen, dass sie sich keinen Scherz erlaubt hatte. »Sie meinen wirklich, dass ...dass ...«

Justine schaute an ihm vorbei. Die drei anderen Mitglieder der Besatzung waren beschäftigt. Sie tranken Tee. Auch der Geruch von Rum wehte über das Deck.

Sie sah das Heck, und sie sah noch mehr, was bei ihr ein leises Lachen auslöste.

»Drehen Sie sich um, Dean!«

Der Satz war wie ein Befehl gesprochen worden. Pollack gehorchte. Er konnte sich gar nicht schnell genug auf der Stelle drehen. Sein Blick erwischte automatisch das Heck.

Was er dort sah, war so unglaublich, dass er glaubte, an seinem Verstand zu zweifeln ...

Ende des ersten Teils